Bor.
33

R

Bor. 33.

<36627101550012 S

<36627101550012

E Bayer. Staatsbibliothek

Briefe

eines

Preussischen Feldpredigers

verschiedene

Charácterzüge

Friedrichs des Einzigen

betreffend.

Mit Rücksicht auf die Briefe eines alten Preussischen Officiers über eben diesen Gegenstand.

Potsdam 1791.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Endlich, mein Bester, kann ich Ihnen nun Hoffnung machen, die Ehre unsers verewigten großen Königs, Friedrichs des Zweiten, gegen jene Beschuldigungen gerettet zu sehn, die, in den Briefen eines alten Preußischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend, unter dem Stempel der Wahrheitsliebe öffentlich vorgetragen sind. Ich selbst bin jezt in den Stand gesezt worden, des Königes edlen Charakter von denjenigen Flekken zu reinigen, welche in diesen Briefen ihm angedichtet werden; ich selbst kann jezt durch Beweise darthun, daß jene Nachrichten, die ihn zum Theil so sehr erniedrigen, oft durch Mißver-

ständnisse und Verwechslung, aufs äußerste verunstaltet sind. Viele von den Berichtigungen verdanke ich den höchstglaubwürdigen (und zwar schriftlichen) Zeugnissen mehrerer angesehenen Personen, welche zum Theil selbst Augenzeugen jener Begebenheiten waren, von denen sie mich unterrichteten; die meisten Widerlegungen aber ertheilte mir, schriftlich, ein angesehener Officier, der viele Jahre hindurch selbst in Potsdam gewohnt, und beim ersten Bataillon Garde gestanden hat. Sie, lieber Freund, und jeden, der sich für ächte historische Wahrheit interessirt, will ich an meinen gesammleten Nachrichten theilnehmen lassen: sie sind vielleicht um so wichtiger, weil jene obengenannten Briefe doch den Schein einer großen historischen Wahrheit haben. Sollten nicht unsre Nachkommen einst da strenge Unpartheilichkeit suchen, wo, neben den härtesten Urtheilen über den großen König, zugleich eine sichtbare Liebe zu ihm, ein enthusiastischer Eifer in seinem Lobe sich zeigt? Sollte nicht selbst ein großer Theil unsrer Zeitgenossen bei solchen Umständen leicht verleitet werden können, auch allen Anklagen gegen Friedrichs edlen Charakter völligen Glauben beizumessen? So würde denn also des guten edlen Königes wahre Vollkommenheit

vielleicht

vielleicht auf immer verkannt sein, und für die Geschichte würde ein seltenes Beispiel verloren sein, das viele edle Fürsten bilden, und so auf das Glück der Nachwelt großen Einfluß haben könnte. Sehen Sie Freund, wie nöthig es ist, daß ich Gebrauch von den Wahrheiten mache die zur Vertheidigung Friedrichs mir dargeboten sind. Nicht Befehdungssucht treibt mich dazu; die würde für mich sich am wenigsten schikken. Friede sei mit dem unbekannten Verfasser der Briefe! Bei seiner Liebe für den König wird vielleicht er selbst mir danken, wenn er erfährt, daß ich mit unbefangenem Sinne diejenigen Nachrichten geprüfet habe, die er zuweilen aus trüben Quellen schöpfte, und die er, vermuthlich weil er sie für pünktliche Wahrheit hielt, bekannt gemacht hat. Er hat ja selbst im zwölften Briefe S. 126 so billig und so richtig über den allgemeinen Charakter des Königs geurtheilt. Auch ich bin davon entfernt, daß ich aus Parteilichkeit den König über die Menschheit ganz erheben, daß ich von allen Fehlern ihn ganz frei sprechen wollte; daher gebe ich gern zu, daß manches richtig ist, was der alte Officier sagt; aber ich würde mich doch auch schämen, wenn ich von ihm, der mehr als irgend ein Fürst der Vorzeit selbst zu herrschen wußte, von ihm,

der fast ein halbes Jahrhundert hindurch Europas Schicksal gelenkt hat, hören müßte, ihn selbst hätten Günstlinge häufig gelenkt; wenn ich den König, der mitleidig, wohlthätig, sanft und gütig war, einen schadenfrohen, undankbaren, ungerechten, grausamen König nennen hörte; und wenn ich dann reden könnte und schwiege. Sie sind der erste, liebster Freund, dem ich, laut und frei, die Wahrheit für den König bezeuge: ich weiß Sie haben es längst gewünscht diesen guten Fürsten, in Ihren Augen und in den Augen aller Edlen, über die Vorwürfe die man ihm gemacht hat, gerechtfertigt zu sehn. Nächstens können Sie den Anfang dieser Rechtfertigung erwarten. Leben Sie wohl.

Zweiter Brief.

Sie werden, liebster Freund, gewiß nicht von mir erwarten, daß ich, bei Widerlegung der Briefe die den verewigten König so sehr heruntersetzen, mich zuvor auf jene Vorwürfe einlassen soll, wodurch der Verfasser, gleich im Anfange, wegen der schönen Lobrede Guiberts, einzelnen deutschen Schriften sowohl als auch der deutschen gelehrten Welt Hohn spricht: die Hauptsache selbst ist uns zu wichtig, als daß wir bei so einer Nebensache uns gern und lange verweilen sollten. Dennoch kann ich mich nicht enthalten, bei diesem ziemlich harten Urtheile, nur so ganz allgemein zu bemerken; daß man sehr wohl ein sehr schätzbarer Officier sein könne, ohne deswegen im Stande zu sein ein völlig richtiges Urtheil in litterärischen Sachen zu fällen; und daß, selbst dann wenn Guibert bis jetzt der einzige Lobredner Friedrichs war, die deutsche gelehrte Welt deswegen noch nicht besiegt ist, so lange sie sich noch nicht in einen förmlichen, mißlungenen, Wettstreit mit Guiberten eingelassen hat. — Und dürfen wir Engels Lobrede auf den König nicht der

Guibertschen Lobschrift an die Seite setzen? — Doch, ich will zur Hauptsache kommen.

Das ehrenvolle Zeugniß der Sachsen für den König, ist, meines Erachtens, der schönste Lobspruch der jemals einem menschlichen Sieger zu Theil geworden ist: kann irgend jemand im Stande sein den Feldherrn zu entschuldigen, der hart und drükkend mit einem eroberten Lande verfährt, so sind es gewiß am ersten die Einwohner dieses Landes, dieselben Menschen die ganz allein diese Härte trift: ein vortheilhaftes Zeugniß des Bedrückten kann und wird der Geschichtsforscher niemals, ohne die wichtigsten Gründe, verwerfen. Für Friedrich aber soll das günstige Zeugniß der Sachsen nun völlig ungültig sein! „man sah „an ihm nur (heißt es S. 3.) fast nie den grausamen, „den partheiischen, den gewöhnlichen Mann". Im Grunde also war er dies wirklich, ohne daß die Sachsen es eingesehen hätten? Wichtige Thatsachen müßten hier vor Augen liegen, wenn eine solche Behauptung wahrscheinlich werden sollte; da aber dergleichen Thatsachen hier nicht angeführt sind, so wird es uns wohl erlaubt sein die Behauptung für unwahr zu halten. Ich gebe gern zu, daß Sachsen im Kriege sehr gedrückt wurde. Aber leider ist es das Schicksal, daß Länder

im Kriege büßen müssen, was ihre Regenten verschuldeten. Erinnern Sie sich aus dem berühmten Memoire raisonné daß der damalige sächsische Hof vorher viele Jahre lang an Friedrichs Verderben gearbeitet hatte. Erinnern Sie sich, daß der König bei seiner Einrückung in Sachsen dem Könige von Pohlen die Neutralität, und daß er seine Truppen möchte auseinander gehen laßen, anbot. Umsonst, der damalige Regent von Sachsen und sein Premier-Minister waren schon allzu eng mit Oestreich verbunden. Friedrich ward genöthigt, die sächsischen Truppen, die er vorher ruhig wollte in ihre Quartiere gehen laßen, gefangen zu nehmen, weil sie sich mit den Oestreichern, seinen Feinden zu vereinigen suchten. Es ist bekannt, welche traurige Folgen für Sachsen daraus entstanden. Ich wende gern davon die Augen ab, und bedaure jedes Land, das die Uebel des Krieges erfahren muß. Ich liebe die Sachsen, und sie verdienen es. Selbst daß sie an dem Könige der durch ihren eigenen Landesherren gezwungen ward sie feindlich zu behandeln, seine großen Eigenschaften nicht verkannten, macht ihnen Ehre. Im Jahre 1778 haben sie empfunden wie viel besser es ist, die Preußen zu Freunden, als zu Feinden zu haben.

Doch ich kann und will mich nicht ins Allgemeine einlaßen. Ich will nur die beiden Erzählungen prüfen, wodurch jene harte Behauptung von unserm Verfasser gewissermaßen bestätigt und unterstützt werden soll. Die erste Erzählung, S. 4. vom niedrigen Eigennutze des Königs, ist schon dadurch von selbst widerlegt, daß das erzählte Faktum so wie es da stehet völlig unmöglich ist. Der König ist den Winter von 1756 bis 1757 gar nicht in Leipzig gewesen, sondern hat die Winterquartiere in Dresden, und nachher in Lockwitz gehabt; mithin kann ihm damals auch in Leipzig nichts geliefert worden sein. Man beschuldigte freilich wohl den verstorbenen Glasow, einen seiner Hausofficianten, daß er dort für sich dergleichen Lieferungen veranstaltet habe; kann man aber so etwas dem Könige selbst zum Vorwurf machen? Im Fall er aber auch in den letztern Jahren des Krieges, dergleichen Foderungen an die Stadt Leipzig, während der zwei dort zugebrachten Winter, gestattet haben sollte; so geschah dies unstreitig, weil er diese Stadt, als ein ihm, wie General, nicht wie König, zukommendes Winterquartier ansah. Es ist eine ganz bekannte militärische Gewohnheit daß die Truppen, öfters, in den ihnen angewiesenen Winterquartieren durchaus

verpflegt werden müßen; und Friedrich sah, in diesem Kriege, sich wie Feldherrn, nicht wie König, an.

Bei der unmittelbar darauf folgenden Anekdote, von dem Betragen des Königs auf dem Gräflich-Brühlischen Gute Krochwitz, liegt wirklich etwas wahres zum Grunde; aber dies Etwas ist auch in so viele Unwahrheiten verhüllt, daß ich es fürs Beste halte, Ihnen, zur richtigen Uebersicht des ganzen Vorfalls, wörtlich eine schriftliche Nachricht mitzutheilen, die mir darüber, von einem glaubhaften Augenzeugen welcher selbst beim ersten Bataillon Garde stand, zu meinem Gebrauche mitgetheilt ist. Sie werden sehen wie sehr unterschieden sie von der ist, welche der alte Officier giebt. Sie lautet also:

„Den 19 October 1757, war das Hauptquar„tier in Krochwitz, ohnweit Herzberg. Das erste „Bataillon Garde sollte in Krochwitz, die übrigen „Bataillone in und um Herzberg zu liegen kommen. „Der König war während dem Marsche von der besten „Laune, sprach viel mit den Soldaten, und wollte „nicht leiden, daß die Officiere, die sich ermüdet vor „dem Einrücken auf die Erde geworfen hatten, vor „ihm aufstehen sollten. Das erste Bataillon wurde

 „im

„im Dorfe einquartiert, und alles war schon eingerückt,
„als der König, der die übrigen Quartiere beritten
„hatte, in vollem Zorne über eine erhaltene Nachricht,
„die nicht weiter bekannt worden ist, zurückkam. So-
„gleich befahl er, daß die Grenadiercompagnie, die
„Leibcompagnie, und die Tauenziensche Com-
„pagnie, auf dem Schlosse, die Officiere derselben
„aber, in den am Schloßthore liegenden Pavillons
„und Wirthschaftsgebäuden, einquartiert werden soll-
„ten. Die Officiere wußten die Absicht des Königs
„nicht; aber sie wurden mit Erstaunen die Unordnung
„gewahr, mit welcher die einquartierten Leute, alles
„was sie in den Zimmern vorfanden, wegnahmen,
„und den Marquetendern um die geringste Kleinigkeit
„verkauften. Im Dorfe selbst wurde übrigens die
„größte Mannszucht beobachtet; so daß der General
„Tauenzien einen Soldaten, der auf dem Teiche eine
„Gans greifen wollte, öffentlich scharf bestrafen ließ.
„Der König war so aufgebracht, daß er dem Abbe
„de Prades, der sich bei ihm beschwerte daß er kein
„Quartier habe, antwortete: er möchte sich in dem
„nahe gelegenen Taubenhause logiren. Es ist also
„ganz falsch, daß der König vor dem Abmarsch aus
„Krochwitz das Bataillon gestellt, ganz ruhig die
Leute

„Leute auseinander gehen lassen, ihnen ausdrücklich „zu plündern anbefohlen, sich an Ausschweifungen „und Excessen ergötzet, und sie nochmals wieder befoh„len haben sollte; die Sache war vielmehr die Folge „eines schnellen Zorns, wovon die Veranlaßung nicht „bekannt geworden ist. Der König kam, die zwei „Tage über, da das Bataillon Garde in Krochwitz „war, nicht aus seinem Zimmer; kam nicht einmal „zur Parole, und stellte das Bataillon erst am drit„ten Tage da abmarschirt ward“.

Nach dieser umständlichen Erzählung des Vorfalls, wie ihn ein Augenzeuge meldet, halte ich es für überflüßig zur Vertheidigung des Königs nur ein Wort hinzu zu setzen. Erinnern Sie sich übrigens nur in welchem Zeitpunkte sich dieses ereignete, (es war gerade zu der Zeit, als Haddik in Berlin gewesen war) in welcher Lage Friedrich damals sich befand, und wie mancherlei Beweise von der Denkart, des damaligen sächsischen Premierministers, und dessen Gemahlin, in Ansehung seiner er erhalten hatte. Sehen Sie unter andern nur die Briefe an die Dame in den Oeuvres div. du Philos. de Sans-Souci 1761 s. l. 8. T. III. S. 125. und Sie werden dann sehr leicht entscheiden können ob jene Stelle aus Frie-

drichs

drichs Werken S. 7. auf ihn selbst wohl anwendbar ist, wie sie der alte Officier anwendet. Leben Sie wohl.

Dritter Brief.

Ob sich der König wirklich habe leiten lassen, und der Kabale seiner Günstlinge untergeordnet gewesen sei, das ist, wie Sie neulich richtig bemerkten, allerdings eine Frage von großer Wichtigkeit; weil von der Beantwortung derselben ein so äußerst verschiedenes Urtheil, über das ganze Leben des Königs, nothwendig abhängt. Ich glaube mit allem Rechte diese Frage verneinen zu können; wenn ich gleich über manchen Umstand, der zur Erweisung des Gegentheils in den bekannten Briefen angeführt ist, mich schriftlich nicht erklären kann, weil dabei mehrere noch lebende Personen interessirt sind, über welche einem Privatmanne kein öffentliches Urtheil frei steht. So viel diejenigen, welche den König lange Zeit und in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, bemerkt haben, hat nie fremder Einfluß etwas eher bei ihm vermocht, als bis

ihm

ihm selbst diese oder jene Handlung eines Menschen mißfällig wurde; dann nur ward er fremden Einflusses, gegen einen solchen, empfänglich. Eben so war er äußerst aufmerksam auf das nachfolgende Benehmen eines Menschen, der sich einen Fehler, oder eine Vernachläßigung seines Dienstes, hatte zu Schulden kommen lassen. Nur anhaltender Fleiß, und die strengste Genauigkeit, konnte ihn solchen vergessen machen. Wenn er aber auch diese vermißte, dann war seine Ungnade unvermeidlich, und er ahndete alsdann auch den ersten, schon übersehenen, Fehler mit Strenge.

Daß die Königinn Mutter unter ihre Söhne den Saamen der Zwietracht ausgestreut hätte, ist eine harte Behauptung gegen den Charakter dieser verehrungswürdigen Dame, und ist durch nichts historisch erwiesen; vielmehr ists allgemein bekannt, daß sie zu allen ihren Kindern wahre Mutterliebe hegte; ob sie gleich einen ihrer Söhne, durch einen vorzüglichen Grad ihrer Liebe, für die auszeichnende Strenge mit der ihn sein Vater behandelte, zu entschädigen suchte. Da es grade Friedrich war der ganz vorzüglich ihrer Gewogenheit genoß, und da auch er, durch sein ganzes Betragen gegen sie, zeigte, daß er sehr wohl ihre Liebe zu ihm erkenne und zu schätzen wisse; so muß es wohl einem

nem

nem jeden unwahrscheinlich sein, wenn S. 9 von ihr gesagt wird, sie habe durch List uud Verstellung den König zu ihren Absichten gelenkt, und durch Fürbitten die gestürzt denen sie habe schaden wollen. Hier wird es überdies des Königes schwache Seite genannt, daß er sich auch von seiner Mutter nicht habe leiten lassen wollen; und doch hieß es kurz zuvor S. 8. Friedrich habe das Vorurtheil als ob er sich nie lenken ließe geschickt zu unterhalten gewußt: wo also vorausgesetzt wird, es sei dem Könige bekannt gewesen daß er oftmals geleitet würde; er habe aber nur mit Sorgfalt den Schein der Lenksamkeit vermieden. Ist das nun nicht wirklicher Widerspruch? Der König hat auch, soviel davon bekannt ist, mit seinen Brüdern nie in Zwietracht gelebt; vielweniger also kann man behaupten, der von der Mutter ausgestreuete Saamen der Zwietracht habe nie aufgehört unter den Söhnen Früchte zu tragen. Es ist bekannt wie sehr z. B. der König seinen Bruder den Prinzen Heinrich schäzte, wie sehr er ihm gewogen war, und wie er auch dessen, allerdings großen, militärischen Verdiensten öffentlich Gerechtigkeit widerfahren ließ. Im Jahre 1767 war bei der Revüe in Schlesien auch der Prinz Heinrich zugegen, und bei dieser Gelegenheit

sagte

sagte der König, indem er die Disposition zu dem Manöver des letzten Tages gab, zu den Officieren: Sehen Sie sich wohl vor, daß bei unserm Manöver ja alles so ausgeführt wird, wie es angeordnet ist; wir werden dieses Manöver vor dem größten General in ganz Europa machen; und ich wünschte daher recht sehr daß alles aufs Beste ausgeführt würde. Er setzte hinzu, daß, wenn irgend jemand ihn nicht verstanden hätte, man ihn entweder gleich, oder noch morgen früh, fragen solle; und fragte den Prinzen öfter als einmal, indem er die Disposition gab, gleichsam um Rath. Ich denke des Königs Gesinnung gegen den Prinzen Heinrich zeigte sich in diesem rühmlichen Benehmen deutlich genug. Von der andern Seite hat auch ganz kürzlich erst Prinz Heinrich einen Beweis davon gegeben, daß er mit dem verewigten Könige keinesweges in Zwietracht, oder üblem Vernehmen, gelebt haben kann: er hat ihm wie es die öffentlichen Zeitungen berichten zu Reinsberg ein Monument errichten lassen. Doch! es wird überflüssig sein, in Ansehung dieser Sache, noch sonst etwas hinzu zu fügen.

Daß aber die Königinn Mutter den König nicht von dem was er für gerecht hielt, abzubringen vermochte, ist, unter andern, aus der Geschichte des unglück-

glücklichen Lieutenant von W**, bekannt. Dieser hatte mit dem damaligen Obersten von F** über Dienstsachen Händel angefangen, und als dieser ihm nicht Genugthuung geben wollte, ihn, wehrlos, angefallen. Das Kriegsrecht sprach ihm, den Gesetzen der Subordination zufolge, das Leben ab, und vergeblich bemühete sich die Königin Mutter ihn zu retten, ob sie gleich alles dazu anwandte. Noch weniger hatte sie Antheil an den Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und dem Feldmarschall Schwerin; der Grund zu diesen war, in dem Feldzuge vom Jahr 1744, durch die Streitigkeiten zwischen dem Feldmarschall und dem Prinzen Leopold gelegt; und sie wurden durch die Lebhaftigkeit des Feldmarschalls, und seine Strenge in Rücksicht auf Subordination, unterhalten. Es ist bekannt daß er im Dienste keine Hoheit, Durchlaucht, oder Excellenz anerkannnte: er nannte bei solchen Gelegenheiten den Bruder des Königs, den Prinzen von Preussen, nie anders als, Herr General von der Infanterie; und ob der König gleich dies vollkommen billigte; so waren denn doch vielleicht einige der fremden, in Kriegsdiensten befindlichen Prinzen hiermit nicht zufrieden, und mögen Gelegenheit ergriffen haben das Mißvergnügen des Königs in Ansehung

des

des Feldmarschalls, zu unterhalten. Vorzüglich wurde ein gewisser auswärtiger Prinz dessen beschuldigt, und bei Gelegenheit des Lagers bei Gatow, unweit Spandau hatte er, unter andern, dem Könige allerhand über den Marsch des Schwerinschen Regimentes, welches, wie mir versichert worden ist, damals in seiner Brigade stand, berichtet. Der König welcher bekanntermaßen, mit dem Feldmarschall sich im Jahre 1747 gleichsam wieder ausgesöhnt, und vergessen hatte daß er in dem vorhergedachten Feldzuge die Armee verlassen hatte, sprach mit ihm über das vorgebliche Versehen seines Regimentes; und der Feldmarschall, mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, vertheidigte dasselbe, errieth sogleich den Erzähler, und — gieng auf seine Güter.

Daß Friedrich unter dem Einflusse seiner Schwester der Prinzessin Amalia gestanden, ist auch eine unerwiesene Behauptung; und überdies wird diese Prinzessin hier gewiß zu hart beurtheilt. Den verstorbenen Generallieutenant von Krockow konnte der König deswegen gut leiden, weil er durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich ein angenehmer parleur geworden war, und ihn also amüsirte: aber Friedrich hat gewiß nie auf sein Reden etwas gebaut; und Krockow

hat daher nie zu jemandes Nachtheil Einfluß auf ihn gehabt. Freilich ist ihm beträchtlicher Einfluß auf den König sehr oft zugeschrieben worden; er sollte z. B. die nach dem Hubertsburger Frieden in der Armee gemachten Veränderungen, als die Einführung der Inspektorate, die Werbung für Königliche Rechnung, u. d. m. dem Könige vorgeschlagen haben; aber ich weiß aus dem Munde eines Mannes, welcher viele Jahre um die Person dieses Generals gewesen ist, daß er an allem diesem ganz unschuldig war. Er vermochte nicht einmal für sein eignes Regiment, nicht einmal für seine eigenen Söhne beim Könige etwas auszurichten: auch läßt die Meinung des Königs von ihm, und mithin sein Einfluß auf den König sich daraus zur Gnüge beurtheilen, daß der General von Werner ihm im Jahre 1761 zum Generallieutenant vorgezogen wurde, und daß er den schwarzen Adlerorden später als viel jüngere Generallieutenants, als z. B. Herr von Krusemark u. a. m. erhielt. Und denn ist es ja bekannt genug, daß der König ihm bei der Musterung zu Lissa in Niederschlesien im Jahre 1765, wegen seines Versehens beim Manöver, öffentlich harte Worte sagte. Ein solcher Mann konnte unmöglich einen sehr großen Einfluß auf den König haben.

Ich weiß zwar nicht wie es eigentlich zugieng daß die, S. 11 erwähnten, zwei verdienstvollen Generale die Preußischen Dienste verließen; der König war aber gewiß ein viel zu großer Kenner militarischer Verdienste, als daß ich glauben könnte; er habe diese beiden Männer ganz verkannt. Sein Widerwillen gegen einige Adjudanten des Herzogs Ferdinand, beweiset noch keinesweges daß er den Herzog selbst gering geachtet hätte: sondern könnte wohl allein die Person der Adjudanten getroffen haben: und dann will man auch wissen, daß der Grund des Mißvernehmens zwischen dem Könige und dem Herzog Ferdinand bereits zu Potsdam, und nicht durch den Herrn von Anhalt und durch militarische Sachen, gelegt wurde.

Von dem S. 13 erwähnten Betragen des Königs gegen das Regiment des Grafen von Anhalt, schweige ich hier. Der alte Officier sagt er sei Augenzeuge gewesen; es würde also für mich zu viel gewagt sein einem Augenzeugen zu widersprechen. Und wenn ich auch Ihnen mittheilen wollte, welche andere Umstände man von dieser Sache noch erzählt, so leben zu viele Personen noch, die man nicht darein verflechten muß. Der Graf von Anhalt selbst ist ein noch lebender verdienstvoller Mann, darüber ist jedermann einig;

also über ihn hier zu streiten kann ich mir nicht herausnehmen. Es ist allenfalls blos ein einzelner Fall, auf den Sie das werden anwenden können, was ich, im allgemeinen, in meinem folgenden Briefe darüber bemerken werde, ob der König, bei seinen Revüen, ungerecht und partheiisch mit allen seinen Truppen verfuhr. Leben Sie wohl.

Vierter Brief.

Sie stimmen, lieber Freund, sicherlich mit mir darin überein, daß in gewissen Verhältnissen unsers gesellschaftlichen Lebens, selbst dem besten und gutmüthigsten Menschen eine gewisse Art der Härte und Strenge nothwendig sei: ich darf daher auch wohl von Ihnen keinen Widerspruch fürchten, wenn ich behaupte, daß Friedrich, in dem Verhältnisse zu seiner Armee, ganz nothwendig in manchen Fällen hart sein mußte. Diese Armee, deren Verfassung die Bewunderung der Kenner verdient, diese Armee, welche dem Könige zu seiner politischen Existenz so unumgänglich nöthig war, verdankte den Geist der Ordnung und guten Zucht, durch den sie allein bestand und beseelt ward, größtentheils doch der Strenge, mit der bei ihr selbst kleine Versehen geahndet wurden. Der Preußische Officier war immer, gegen den gemeinen Mann, selbst bis auf Kleinigkeiten genau, und er mußte es sein; und was er für seine Soldaten war, das war, wenn er sonst keine

Vorgesetzten hätte, ganz natürlich für ihn der König, als oberster Feldherr. Friedrich mußte um pünktliche Ordnung und Regelmäßigkeit immer in der Armee zu erhalten, nicht blos den gemeinen Soldaten oft strenge behandeln laßen, sondern er mußte auch selbst gegen manche Officiere, blos um des Beispiels willen, zuweilen mit Härte verfahren. Vorwürfe wird man ihm deswegen nur dann machen können, wenn man entweder darthut, daß überhaupt diese Härte des Königs unnöthig war, oder wenn man beweisen kann, daß, in einzelnen Fällen, unedle Bewegungsgründe, und nicht die Nothwendigkeit, zu dieser Härte ihn trieben. Von den in den Provinzen liegenden Regimentern urtheilte der König so, wie er sie am Revüetage fand; er sahe sie nur einmal im Jahre, und zwar an diesem wichtigen Tage; und urtheilte daher, nach dem was sie an diesem Tage leisteten, von ihrem Fleiße oder Unfleiße. Strafte er nun hier etwa einen Officier, durch Kassation, oder sonst auf eine andre harte Art; oder ließ er auch wohl ein ganzes Regiment sein Mißfallen empfinden; so war dies doch nichts als nothwendige militarische Strenge, sobald er nur immer dabei mit Gerechtigkeit verfuhr. Dennoch war der König gewiß, bei seinen Revüen, niemals

so hart als er S. 19 geschildert ist: es ist eine gänzlich falsche Behauptung, wenn es dort heißt „die Chefs „und Commandeurs der Regimenter standen jedesmal „in Gefahr weggejagt zu werden.“ Die Beispiele dieser Art der Bestrafung an den Chefs und Commandeurs sind nur äußerst selten; und wenn sie Statt fanden, ist der König dabei gewiß durch gute Gründe gerechtfertiget. Wahr ists freilich daß der König, nach dem siebenjährigen Kriege, viele bürgerliche Officiere aus der Armee zu entfernen suchte, weil es nun einmal wider seine Principien war, bürgerliche Officiere unter seinen Truppen zu haben; es ist aber gegen ihn doch wirklich ungerecht, wenn man behaupten will: er habe diese würdigen Männer weggeschickt; da allgemein bekannt ist, daß sie meistens durch Civilbedienungen, in des Königs Landen, auf eine ehrenvolle Art versorgt sind.

Wird es wohl jemanden wahrscheinlich sein, was vom Könige Friedrich S. 20 gesagt wird: „daß er „die Revüe allemal schon bei sich gehalten hatte, ehe „er einen Mann von den Truppen sah“? Freilich war dieses eine so ziemlich allgemeine Sage in der Armee, (und unser Herr Verfasser hat, wie man allenthalben sieht, alle Sagen dieser Art sorgfältig, aber

ungeprüft, in seine Briefe aufgenommen) es läßt sich aber ihre Wahrheit durch nichts erweisen; ob sie sich gleich sonst sehr gut erklären läßt. Wer will, nämlich, gern Unrecht, wer will gern gefehlt haben? und wie wenige glauben, daß das Lob, dem welcher es erhält, gebühre? Die Gescholtenen trösteten sich gewöhnlich damit, daß das Geschick der Regimenter, bei den Musterungen, immer schon voraus entschieden sei. Nur Schade, daß diejenigen welche gelobt wurden dies nicht immer Wort haben wollten! Und wie hätte denn auch der weise Friedrich wohl so gegen alle Regeln der Klugheit handeln können, daß er, bei den Musterungen, diese, nie nach dem jedesmahligen wirklichen Zustande des Heeres, sondern nur immer nach Vorurtheilen beurtheilt haben sollte? Hätte der wirkliche Zustand der Truppen nie auf des Königes Urtheil von ihnen Einfluß gehabt; so würde dies ihnen nothwendig den Muth benommen haben, seine Zufriedenheit jemals zu verdienen. Wider des Königs Gerechtigkeit ist es gar kein Beweis „daß er dies „Jahr ein Regiment so gut finden konnte, daß er es „allen übrigen zum Muster vorstellte; und das Jahr „darauf, unter dem nämlichen Chef und Commandeur „es für das schlechteste seiner Armee erklärte“: sondern

dern dies scheint vielmehr zu beweisen, daß selbst die günstigste, vormals gefaßte Meinung von einem Regimente, sehr leicht, durch ein Betragen das dieser Meinung nicht entsprach, beim Könige vernichtet werden konnte. Ein sehr erfahrner Officier hat sich hierüber auf folgende Art gegen mich erklärt. „Wenn „der Verfasser der Briefe erwägte, wie selten, bei mi„litarischen Evolutionen der Fehler da sei, wo er „sichtbar wird; wie z. B. eine geringe Abweichung „vom gegebenen Allignement, von Seiten des Ba„taillons welches im Richtungspunkt ist, auf die „entferntern einfließe; so werde es ihn unmöglich „wundern können, daß ein Regiment in einem Jahre „ganz besonders gelobt, und in dem folgenden Jahre „eben so sehr getadelt worden wäre.“ Eben derselbe fährt nun fort. „Man hat bemerkt, daß die Magde„burgische Inspektion fast niemals eine schlimme Re„vüe gehabt hat; aber wer kennt auch nicht die Me„thode, deren getreue Befolgung, die gewöhnlichen „Fehler, wenn nicht unmöglich, doch gewiß von dem „möglichst unmerkbaren Einfluße macht! Auch ha„ben mehrere Regimenter z. B. von den Schlesischen „Inspektionen, und selbst solche mit denen der König „im siebenjährigen Kriege nicht sonderlich zufrieden

gewesen war, beständig gute Musterungen gehabt. Wenn der Verfasser der Briefe selbst vom Revüetage sagt „hier wog der König gleichsam die Verdienste „seiner Officiers“; und wenn er selbst, S. 25 u. folgd. uns Nachricht giebt, wie gütig der König, oft, nach der Revüe, die Fehler zu verbessern pflegte die er selbst beim Manöver bemerkt hatte; so muß es ihm wohl selbst unglaublich sein, daß der König immer nur nach Vorurtheilen, und ohne je auf wirkliche Verdienste der Truppen zu sehen, die Regimenter beurtheilt hätte. Und gesetzt, daß auch zuweilen Regimenter ohne besondre Veranlassung wären gescholten worden; so muß der Herr Verfasser als ein alter Officier, ja wohl zur Gnüge wissen, daß selbst ein dergleichen Schelten sehr oft nöthiges Mittel zur Zucht bei dem Soldatenstande ist. Ich würde mich nicht getrauen dieses zu behaupten, wenn mich nicht Kunstverständige dessen, für ganz gewiß, versichert hätten. Daß aber Friedrich der Zweite dieses Mittel, im Ganzen, nicht gemißbraucht, beweiset der Zustand der Armee zur Genüge.

Uebrigens ist es auch unrichtig, daß der König, die Pommerschen Generale von Platen und von Bilerbeck, wie es S. 21 heißt, habe nach Berlin kommen lassen, um dort erst reiten und vom General Ramin

rich-

richten zu lernen: und den Capitain (jetzt Obersten) von Arnim und Lieutenant von Greiffenberg, die S. 28 erwähnt sind, hat der König keinesweges nach Preußen geschickt, um ganze Regimenter zu exerciren, sondern den Officieren zu zeigen, wie in Potsdam die Leute exercirt würden, und zu dem Ende 24 Mann, von dem Regimente zu welchem sie geschickt waren, ganz nach Potsdamschem Fuße, selbst zu exerciren; die nachher zum Muster dienen sollten. Ein Verfahren, welches so ganz zweckwidrig wohl eben nicht sein konnte! Aus derselben Ursache ließ der König öfters, von den auswärtigen Regimentern, Officiere mit einigen Leuten nach Potsdam kommen; um eine größere Gleichheit im Exerciren dadurch zu erhalten.

Wenn nun der König durch den Lieutenant von Greiffenberg dem Generallieutenant von Stutterheim eine goldene Dose, mit Spaniol gefüllt, schickte; so war dies, unter solchen Umständen, wohl eher ein Beweis seiner Gnade, als ein abgeschmackter Spaß.

Ich denke meine Gründe werden für Sie wohl hinreichend sein, um Sie zu überzeugen, daß der König nicht ungerecht und partheiisch gegen seine Truppen verfuhr. Leben Sie wohl.

Fünf-

Fünfter Brief.

Kein Vorwurf, den der Verfasser der Briefe dem Könige machte, ist mir empfindlicher und kränkender gewesen, als eben der, der auch auf Sie, mein lieber Freund, einen so tiefen Eindruck gemacht hat; der Vorwurf der Grausamkeit. Wäre er völlig historisch erwiesen, so würde der Ruhm des Königs dadurch um vieles sinken; Friedrich würde dann gewiß, wie jeder berühmte Bösewicht, nur bewundert, und zugleich verabscheuet werden; und je heller des Königs Talente schimmern, desto mehr würde so ein Fleck in seinem Charakter ihn entstellen. Es möchte indeß wohl etwas schwer sein den Vorwurf der Grausamkeit, der unserm Friedrich gemacht wird, mit guten Gründen zu unterstützen, und wenigstens ist das, was hier zum Beweise angeführt wird, keinesweges beweisend genug; es würde etwa nur Härte und Ungerechtigkeit, nicht aber Grausamkeit, des Königs beweisen; wenn es auch sonst durchaus historisch richtig wäre. Ich will aber auch die einzelnen Behauptungen prüfen, auf welche dieser kränkende Vorwurf gegründet ist; um deutlich darzuthun, wie wenig

nig Friedrich so ein hartes Urtheil verdiente. Wenn es vom Könige S. 33 heißt: „das Leben eines Menschen schien ihm ein Heiligthum zu sein; seine übrige zeitliche Glückseeligkeit, und der Verlust seiner Ehre, kamen bei ihm in sehr geringen Anschlag,“ so widerlegt sich diese Behauptung schon von selbst, da sie durch keinen einzigen historischen Beweis unterstützt ist: und wegen dessen, was gleich darauf dem Könige zur Last gelegt wird, kann er, nach meinem Urtheil, sehr wohl entschuldiget werden. Es wird ihm zum Vorwurf gemacht, „er habe gewisse Familien seines Landes so gehaßt, daß er nie einen dieses Namens weder in die Ecole Militaire noch als Leibpagen zu sich genommen;“ meines Erachtens kann dies aber keinesweges für einen Beweis seiner Grausamkeit gelten, und eben so wenig wird sein Haß gegen ganze Familien dadurch bewiesen; denn er verfolgte und drückte ja diese Leute nicht, sondern er schloß sie nur von einer besondern Art seiner Gnadenbezeugung aus, und dieses verdient doch gewiß nicht den Namen der Grausamkeit. Freilich wird es wohl jedem empfindlich und kränkend sein, wenn er, allein seines unverschuldeten Namens wegen, in irgend einem besondern Falle zurückgesetzt wird; von Seiten

des

des Königes aber kann so ein Widerwillen gegen gewisse Namen sehr wohl entschuldiget werden. Bei ihm, dessen Seelenkräfte stets in so vorzüglichem Grade thätig waren, mußte nothwendig auch jede Erinnerung an unangenehme Begebenheiten doppelt stark und empfindlich sein; er, als selbstregierender König, mußte bei manchem widrigen Vorfall, wegen der Uebersicht des Ganzen, mehr schädliche Folgen voraussehen, als ein Privatmann, und mußte daher auch einen stärkern Widerwillen gegen die Menschen empfinden können, welche einen oder den andern widrigen Vorfall veranlaßt hatten. Wer nun bedenkt, wie leicht, besonders bei einem lebhaften Geiste, nach einer ganz nothwendigen Ideenverknüpfung, durch einen bloßen Namen das Andenken ganzer unangenehmer Begebenheiten in der Seele erneuert werden kann, der wird es dem Könige nicht verdenken, wenn er, um sich manches Mißvergnügen zu ersparen, recht mit Absicht solche Leute von sich entfernt hielt, deren Namen die Erinnerung an unangenehme Begebenheiten in ihm rege machen mußten; wenn er dergleichen Leute z. B. nie zu seinen Leibpagen machte, und sie auch nicht gern in die Ecole Militaire aufnahm, die er wie bekannt hauptsächlich

sächlich als die Pflanzschule seiner Garde-Officiere ansah.

Des Königes Unwillen gegen die bei Maxen gefangenen Regimenter, mochte zum Theil wohl aus gleicher Quelle fließen; und wird gewiß bei einem jeden Verzeihung finden, der es bedenkt, was Friedrich bei Maxen für einen grossen Verlust erlitt, und wie empfindlich dieser Verlust sein mußte; zum Theil aber wird auch sein Unwillen gegen diese Regimenter schon dadurch begreiflich, daß sie in seinen Augen wirklich strafbar waren. Wären sie indeß auch in der That nicht strafbar gewesen; so hätte er, um ähnlichen Fällen für die Zukunft zuvor zu kommen, und gleichsam die Armee mit dem höchsten Widerwillen gegen den Gedanken von Gefangennehmung zu erfüllen, schon so handeln können. Die zwei Preußischen Regimenter, die bei Zorndorf ihre Schuldigkeit nicht thaten, mußten wohl um so eher beim Könige in üblem Kredit stehen, da ihr Betragen gegen die Tapferkeit jener andern Regimenter, welche die Schlacht bei Zorndorf gewannen, so sehr abstach: und wenn dennoch der König, wie es S. 34 heißt, mit einer Art von Verdruß über sich selbst oft gesagt hat: „Mein Herz im Leibe wendet sich um,

wenn

wenn ich die verfluchte Montirung sehe;" wenn es also ihn selbst schmerzte, daß er sich unwillkührlich jenes üblen Betragens dieser Regimenter erinnerte, so kann der Verfasser der Briefe doch wohl nicht mit Recht den Unwillen des Königs gegen diese Regimenter als einen Beweis seiner Grausamkeit, oder seiner Unversöhnlichkeit, anführen. Daß nun vollends der König diesen Regimentern, nach seiner öffentlichen Versöhnung mit ihnen, bei der Revüe 1773, sein Wort nicht gehalten, und sie nicht viel besser wie vorher behandelt hätte; das wird wohl niemanden glaublich sein: wäre der König willens gewesen, diese Regimenter seine Ungnade noch länger empfinden zu lassen; so hätte er ja dergleichen öffentliche Versöhnung gar nicht nöthig gehabt. Friedrich pflegte doch sonst nicht auf seine Worte ein so geringes Gewicht zu legen. Und wenn man nun frägt: Was heißt das, „er behandelte sie nicht viel besser wie vorher?" nahm er ihnen den Grenadiermarsch wieder? gab er ihnen Einschub bei jeder Vacanz? verbot er ihnen von neuem, Leute die den Krieg mitgemacht, und sonst die erfoderlichen Eigenschaften hätten, zu Unterofficieren zu machen? so wird gewiß die Antwort auf alle diese Fragen, Nein! sein.

Wenn

Wenn es nun ferner vom Könige S. 35. heißt: „Er schien nicht Entschlossenheit genug zu haben, diejenigen, die er vor sträflich hielt, gesetzmäßig zu behandeln, sondern — er biß sie lieber weg“; so ist dies ein Urtheil, welches selbst dann zu hart und zu allgemein sein würde, wann auch der König wirklich, in manchem einzelnen Falle, einen Mann, der ihm sträflich schien, nicht den Gesetzen unterworfen, sondern durch wiederholte Vorwürfe gestraft hätte. Besonders ist dieses Urtheil, in Beziehung auf den General von Zastrow, ganz falsch. Ohne daß ich nöthig hätte mich hier in eine Untersuchung einzulassen, ob dieser General an dem Verluste von Schweidnitz Schuld oder nicht Schuld war, ist es ja bekannt, daß ihm durch ein Kriegsrecht, ein Festungsarrest, welchen er zu Neisse hielt, zuerkannt wurde. Wie er nach Beendigung desselben, wieder zu seinem Regimente gieng, schrieb der König ihm gerade heraus, aber in sehr höflichen Ausdrücken: „bei dem Unglücke (merken Sie sich dieses Wort, Friedrich wählte bei einer solchen Gelegenheit seine Worte sehr genau,) „welches ihn (den General von Zastrow) getroffen, würde es ein zu gefährliches Beispiel für die „Armee sein, wenn er ihm länger ein Regiment an-

vertrauen wollte„; und darauf foderte dieser General seinen Abschied. Heißt nun dieses ihn wegbeißen? Freilich ist auch dieser Ausdruck einer von den populären Ausdrücken in der Armee; aber sollte ihn der Geschichtschreiber überhaupt gebrauchen? Und gesetzt diese Redensart sei, in andern Fällen, auf das Verfahren Friedrichs des IIten anwendbar gewesen; würde durch ein solches Verfahren Härte und Grausamkeit bewiesen werden können? Nein, wahrlich nicht: vielmehr wohl eher das Gegentheil.

Die Behauptung S. 35 „daß der Name Dohna „unter jene Unglücklichen gehörte die der König nicht „leiden konnte„ soll unstreitig wohl nur von der lezteren Hälfte der Regierungsjahre des Königes gelten; denn im Ganzen wird sie dadurch zur Gnüge widerlegt, daß in des Königs Armee verschiedne Officiere dieses Namens die ansehnlichsten militarischen Chargen bekleidet haben; welches nach dem Urtheil des Verfassers der Briefe nicht hätte geschehen können, weil S. 33 gesagt ist. „Wenn ja einer (deßen Namen der König haßte) in einem Regiment diente, so „schaffte er ihn gewiß, ehe sichs jemand vermuthete, „wieder weg„. Wenn nun aber auch der König mit dem General-Lieutenante Grafen von Dohna,

oder

oder vielmehr mit dessen Führung des Preußischen Heeres gegen die Russen, im Anfange des Feldzuges vom Jahre 1759 unzufrieden war: so fehlen doch schlechterdings die Beweise daß er dieses die übrige Familie entgelten lassen. Sagen und behaupten läßt sich freilich wohl; es läßt sich leicht hinschreiben, daß bloß dieser Namen Schuld an dem Falle des Hrn. Kammerdirektors Vorhof gewesen; allein wo sind die Thatsachen, auf welche diese Behauptung sich stützen kann?

Doch! mein Brief ist schon zu lang, als daß ich ihn noch mehr verlängern könnte: ich muß daher die Widerlegung dessen was sonst wohl noch hier beantwortet werden sollte, bis auf den künftigen Brief ersparen. Leben Sie wohl.

Sechster Brief.

Sie haben vollkommen Recht, mein Lieber, wenn Sie in Ihrem Briefe behaupten, daß mir die meisten Schwierigkeiten noch übrig wären, wenn ich jene Beschuldigung; der König sei grausam, oder wenigstens doch hart und ungerecht gewesen, ganz widerlegen wollte: wären die Dinge völlig erwiesen, welche der Verfasser der Briefe vom Könige behauptet, so möchte auch jene Beschuldigung wohl schwerlich widerlegt werden können. Aber der Verfasser der Briefe hat in Wahrheit aus sehr unreinen Quellen geschöpft; denn bei vielen Begebenheiten ist es gewiß, bei andern höchstwahrscheinlich daß sie sich nicht so zugetragen haben, wie sie von ihm erzählt werden. Man könnte die Richtigkeit dieser Behauptung völlig beweisen, wenn man nicht befürchten müßte verschiedenen Personen wehe zu thun; welches hier die Absicht nicht ist. Manches läßt sich besser mündlich als schriftlich sagen.

Soviel indessen für jetzt. Die S. 36 erwähnten drei Obersten des vormaligen Hessen-Philippsthalschen Regimentes, sind, im Jahre 1784, nicht wie der V. sagt, kassirt, sondern mit Pensionen dimittirt worden:

und was auch zwischen dem General von Vasold und dem Könige etwa unangenehmes vorgefallen sein mag, so gründete sich dies gewiß nicht blos auf die ehemalige Gefangennehmung des Generals bei Maxen; da sich des Königs Unwillen erst auf der zweiten Revüe nach dem Frieden äußerte; sondern es mochte wohl andre, mir nicht bekannte, Ursachen haben. Die ganze Erzählung davon ist unstreitig sehr verdreht; und es ist keineswegs gegründet, daß alle Generale, den ersten Revüetag, ohne weiter gebeten zu werden, beim Könige aßen. Sie wurden gewöhnlich, (wenigstens in den Provinzen) immer namentlich eingeladen, und mehrere von den bei Maxen gefangenen Generalen hatten, in Rücksicht hierauf, mit dem General von Vasold ein ähnliches Geschick. Aber war es denn dem Könige zu verargen, daß er, in den paar Stunden, welche er der Zerstreuung und Erholung widmete, sich einen Anblick zu ersparen suchte der ihn an höchst unangenehme Dinge erinnern mußte? Und sollte er denn nichts ahnden? Sollte er gegen alle Menschen sich auf eine ganz gleiche Art verhalten? Was würde man gesagt haben wenn er diesen Grundsatz befolgt hätte? Ueberhaupt fodern die mehresten seiner Tadler immer ganz eigentlich über-

 mensch-

menschliche Dinge von ihm; sie halten ihn gegen ein Ideal, das im Grunde mehr als Ideal ist, und obendrein für einen König ein schlechtes Ideal sein würde. Wer von diesen Tadlern bittet denjenigen zu Gaste, welchen mit günstigen Augen anzusehen ihm unmöglich ist?

Die Geschichte des vom Könige auf Desertion ertappten Soldaten S. 38—41. ist völlig erdichtet, und hat sich nicht zugetragen; wovon noch alle in damaliger Zeit beim ersten Bataillone Garde gestandene, und noch lebende, Officiere und Soldaten Zeugen sind. Auch beim Regimente Garde ist kein solcher Vorfall, nach den Versicherungen der damaligen Stabsofficiere jemals gewesen.

Sollte aber der Verfasser der Briefe etwa eine ähnliche Begebenheit meinen; so hat diese, durch seine Erzählung, eine solche Veränderung erlitten, daß sie kaum mehr zu kennen ist. Ein Soldat Namens Arve kam, im Jahre 1764, eines Abends trunken zu Hause, und vergieng sich gegen einen alten Unterofficier, der mit ihm in einem Quartier lag, und ihn zur Ruhe, und seinen Rausch auszuschlafen ermahnte, so gröblich, daß er ihn bei den Haaren faßte, und die Treppe hinunter schleppte.

te. Das Kriegsgericht erkannte ihm für dieses Vergehen dreißigmaliges Gassenlaufen und vierjährige Vestungsstrafe zu. Als dem Könige dieses Erkenntniß zur Bestätigung vorgelegt wurde, sagte er:

„Sie wißen die Kriegsartikel nicht: der Kerl hat „das Leben verwirkt; ich kann solche grobe Subor„dinations Verbrechen, die zu viele Folgen haben, „nicht durchgehen laßen: es muß noch einmal Kriegs„recht gehalten und dem Kerl das Leben abgesprochen „werden.„

Dies zweite Kriegsgericht konnte dem ausdrücklichen Königlichen Befehl nicht gerade entgegen handeln; es faßte also sein Erkenntniß folgendermaßen ab.

„Weil S. Majestät in dem vorkommenden Falle „das Gesetz ausdrücklich geschärft habe, so könne das „Kriegsgericht nicht anders als dem Arve die Strafe „des Arkebusirens zuerkennen.„

Man legte zugleich den Kriegsartikel, auf welchen sich das erste Erkenntniß gründete, bei; und als dem Könige dieses zweite Erkenntniß nebst dem angefügten Kriegsartikel vorgelegt wurde, sagte Friedrich:

„Ich habe die Kriegsartikel nicht geschärft; bei „diesen Umständen muß es aber bei dem ersten Er„kenntniß verbleiben„
und dieses erste Erkenntniß bestätigte er auch sogleich. — Da war er doch wohl nicht grausam!

Daß der König nicht grausam, sondern vielmehr ungemein gerührt war, wenn jemanden durch seine Veranlaßung etwas böses begegnet war, das kann ich Ihnen auch noch durch folgende zuverläßige Anekdote beweisen. Im Jahre 1760 war der König genöthiget im Schlesischen Gebirge ein Dorf anstecken zu lassen, um die Oesterreichischen leichten Truppen zu verhindern, eine Höhe, die bei einem Rückzuge verlassen werden mußte, sogleich zu besetzen. Zufälligerweise erhielt der Officier dessen Mutter das Dorf gehörte den Auftrag es anstecken zu laßen. Dies war dem Könige genug, sich auf immer für diese Familie zu interessiren. Er hat ihr nicht nur den erlittenen Schaden reichlich vergütigt, sondern auch, bei jeder demselben Officier öfters erzeigten Wohlthat, sich immer des Vorfalls erinnert, und ihn nach seiner Mutter gefragt.

Siebenter Brief.

Ich darf von Ihnen, lieber Freund, wohl nicht befürchten, daß Sie durch einige von dem V. angeführte Beispiele von vermeinter Undankbarkeit, S. 42 u. folgd. verleitet worden sind, zu glauben: „daß Undankbarkeit ein Hauptzug in dem Charakter des Königs gewesen sei.“ Diese einzelnen Beispiele würden, selbst wenn sie vollkommen wahr wären, so etwas gar noch nicht beweisen, weil wir an weit mehreren Beispielen sehen, daß sich der König oft sehr dankbar und erkenntlich zeigte. Man darf nur einige Blätter in der Histoire de mon tems mit wahrer Aufmerksamkeit durchlesen, so wird man auch eingestehen müssen, daß er sich damals sehr dankbar gegen die Leute gezeigt hat, welche dem Vaterlande und ihm durch wesentliche Dienste nützlich geworden waren. Lassen Sie mich aber auch ein kleines Beispiel aus neueren Zeiten anführen. Ein gewisses, in der Mark stehendes Dragonerregiment, hatte sich in dem siebenjährigen Kriege, bei aller Gelegenheit, durch seinen Muth ausgezeichnet; aber bei den Friedensmanövern machte es, eine lange Zeit hintereinander, jährlich starke Fehler. Der

König wollte diese Fehler nicht sehen; er erinnerte sich wahrscheinlicher Weise jener treuen Dienste; wenigstens schalt er nicht, bestrafte nicht durch Einschub, u. d. m. sondern sah höchstens verdrüßlich aus. Endlich, da dieses nichts fruchtete, ließ er die Officiere sämtlich, nach geendigter Musterung vorkommen, erinnerte sie an die Dienste welche sie ihm geleistet hatten, sagte ihnen, daß er in Erwägung derselben bis jetzt durch die Finger gesehen habe, daß er aber, wofern das Regiment sich nicht beßere, zu strafen genöthigt sein würde; und bat sie, ihn dessen zu überheben. Die Wahrheit dieser Geschichte kann ich verbürgen; denn sie kommt aus einem sehr glaubwürdigen Munde. — Wo sind die Könige, wo nur Privatmänner, welche, bei solchen Begriffen, wie Friedrich der IIte von Pflicht und Dienst hatte, auf solche Art zu Werke gegangen wären? Eben so hat Friedrich auch nie, selbst gegen seine gemeinen Soldaten, die Dankbarkeit vergessen. Als er in Schlesien 1747 die Truppen musterte, erinnerte er sich so, z. B., der vorzüglichen Dienste, welche ihm, in der Schlacht bei Soor, die Regimenter Christoph Dohna und la Motte, und in der Aktion bei Jägerndorf, das Dragonerregiment Prinz Ludwig von Würtemberg, geleistet

hatten;

hatten, und ließ daher, den in dieser Schlacht und Aktion gegenwärtig gewesenen Unterofficieren und Gemeinen, ein ansehnliches Gnadengeschenk austheilen. Ich führe diesen Vorfall auch mit deswegen an, weil man daraus ersieht, daß der König, z. B. gegen den Namen Dohna, keinesweges übelgesinnt oder ungerecht war; wie der alte Officier behaupten will.

Aber ich habe, um den Vorwurf der Undankbarkeit von unserm Könige abzulehnen, nicht einmal nöthig noch mehrere Beispiele seiner Dankbarkeit aufzusuchen: ich kann den Verfasser der Briefe hier durch sich selbst widerlegen. War es nicht Dankbarkeit gegen den großen Feldmarschall Schwerin, daß Friedrich, wie S. 58 u. 59 erzählt wird, dessen achtzehn jährigen Neffen, auf eine so außerordentlich empfelende Art, auf einmal sogleich vom Fähnrich zum Hauptmann avancirte? war es nicht Dankbarkeit, daß der König verschiedene S. 85 u. 86 erwähnte, verdienstvolle Generale zu seinem vertrauteren Umgange wählte; wenn gleich diese Männer für ihn vielleicht eben so langweilige Gesellschafter als gute Generale sein mochten? und war die Feier des Andenkens jener berühmten Schlacht bei Mollwitz, nicht in jedem Jahre ein erneuerter Beweis seiner königlichen Dankbarkeit? s. S. 112.

S. 112. Wäre der König wirklich undankbar gewesen so würde auch die allgemeine große Liebe seiner Armee zu ihm das unerklärbarste Räthsel sein. Ich muß indeß auch noch die angeblichen Thatsachen untersuchen, auf welche der alte Officier den Vorwurf der Undankbarkeit des Königs gründen will.

Ich bin genöthigt, dem, was S. 42 vom Könige gesagt ist, geradezu zu widersprechen, nämlich: „daß er die in seinem Dienst zu Krüppeln geschossenen „Soldaten so sehr schlecht versorgte, und oft den Pagen befahl, sie wegzujagen, wenn er nicht bei guter „Laune war, und sie ihn anbettelten.“ Ich bedaure wirklich daß ein so rechtschaffener Mann, wie der alte Officier zn sein scheint, dieß so leichtsinnig hat behaupten können. Ein angesehener und unpartheiischer Officier von der Garde zu Fuß, der ehemals selbst um die Person des Königs war, hat mir hierüber auf meine Anfrage, wobei ich ihm die Briefe des alten Officiers mittheilte, schriftlich gerade das Gegentheil versichert. Folgendes sind seine eigenen Worte: „Nicht leicht „hat der König die alten ihn antretenden Invaliden „abweisen lassen; noch weniger aber unter sie zu schla„gen befohlen. Wer weiß nicht von den ansehnlichen „Summen, die der König unter die Armen, und haupt-

„hauptsächlich unter die Invaliden, sowol in Berlin „als in Potsdam hat vertheilen lassen! wer weiß nicht „wie sehr er besorgt war, ihnen jede gute Versorgung, „die ihnen angemessen war, zukommen zu lassen! Er „schrieb, noch im lezten Jahre seines Lebens, einmal „an einen seiner Minister: „ „Er ist Soldat gewesen, „ „ich bin es noch, wir müssen für unsere Freunde die „ „alten Soldaten sorgen.“ “ Ueberhaupt befanden „sich die alten Invaliden bei ihrer herumziehenden Le„bensart und ihrem Invalidenthaler so übel eben nicht: „ein Beweis davon ist, daß sie sie sehr ungern verlassen „haben.“

Wenn der Verfasser der Briefe S. 43 nur obenhin erwähnen will, daß der König die ihm ewig merkwürdige Familie von Katte ganz vernachläßigte, so scheint er mir dadurch am Könige sehr ungerecht zu handeln. Es thut mir leid, den alten Officier hier so wenig unterrichtet, und doch so schnell zu finden, den großen König zu beschuldigen. So etwas sollte man billig weder obenhin untersuchen, noch obenhin erwähnen; sondern nur nach der allergenauesten Prüfung mit Vorsichtigkeit zu beurtheilen wagen. Friedrich wird wider diesen Vorwurf am besten durch die Stimme des Publikums gerechtfertigt, welchem des

Köni-

Königes Gnadenbezeugungen gegen jene Familie zur Gnüge bekannt sind. Im nächsten Briefe will ich indeß die wichtigsten Gründe zusammenstellen, welche die Unrichtigkeit dieses Vorwurfs beweisen können.

Achter Brief.

Hier haben Sie, lieber Freund, die Gründe, welche den König, bei jedem billigen Manne wider den Vorwurf, vertheidigen müssen, daß er die Familie von Katte ganz vernachläßigt habe.

Kurz nachdem Friedrich II zur Regierung gekommen war, erhob er den General von Katte, den Vater des unglücklichen in Cüstrin enthaupteten Lieutenants von Katte, in den Grafenstand, und machte ihn zum Generalfeldmarschall, mit einem sehr hohen Gehalte: auch beförderte er mehrere von der Familie zu den ersten Stellen sowol in Krieges als Civildiensten.

Der Generalfeldmarschall Graf von Katte, hatte, außer seinem unglücklich gewordenen Sohne, noch zwei andere Söhne, welche unter dem Kürassierregimente ihres Vaters, dem jetzigen Mansteinischen, als

Ritt-

Rittmeister dienten. Der älteste von diesen, Friedrich Willhelm, starb 1748, von dem jüngeren aber, Albrecht Willhelm, findet sich bei der Armee seit 1745 keine Nachricht wo er geblieben: daher hat sie denn der König natürlich nicht weiter befördern können.

Der Bruder des Generalfeldmarschalls war Präsident in Magdeburg, und ward deswegen nicht in den Grafenstand erhoben, weil er viele Kinder, und nicht ein verhältnißmäßig großes Vermögen hatte. Drei von seinen Söhnen stiegen indeß in der Armee bis zum Range eines Generals und hatten Regimenter. Es wird vielleicht nicht unnöthig sein, sie namentlich anzuführen. Hans Friedrich von Katte ward 1730 Major, 1739 Oberstlieutenant, 1743 Oberst, schon 1747 Generalmajor, und damals erhielt er zugleich das Leibregiment zu Pferde: 1757 war er als Generallieutenant, Kommandant in Breßlau, 1758 erhielt er die Dimission, und 1764 den 29 Märtz starb er im 67sten Jahre. Sein Bruder Berend Christoph von Katte erhielt 1747 das jetzige Lottumsche Regiment und 1751 den Abschied. Der 3te Bruder, Carl Aemilius von Katte, kam 1741 aus östreichischen Diensten, und ward Major, 1745 ward e Oberstlieutenant, 1750 Oberst, 1756 Generalmajor,

jor, und damals erhielt er auch das jetzige Normannische Regiment Dragoner. Er starb an einer auszehrenden Krankheit den 16ten November 1757 zu Berlin in einem Alter von 51 Jahren, nachdem er kurz zuvor die gesuchte Dimission erhalten hatte.

Ausser diesen stand ein Bernhard Christian von Katte, bei dem jetzigen Görtzischen Regimente, welcher als Oberstlieutenant in der Bataille bei Zorndorf blieb.

Ein Bruder der drei obengedachten Generale, Heinrich Christoph von Katte, stand in Civildiensten und ward vom verewigten Könige ganz vorzüglich begnadigt. Er war deutscher Ritter, und trat zuerst als Kriegsrath in Dienste, ward bei dem Feldkriegeskommissariat gebrauchet, und zulezt ward er dessen Präsident. Als der verstorbene König im Jahr 1746 die Magazin- Marsch- Einquartierungs- und Servissachen von des Hrn. von Happe Departement abzog, und ein neues Departement von diesen Angelegenheiten, nämlich das Militärdepartement, oder sechste Departement des Generaldirektorii (jetzige achte Departement des Oberkriegskollegii) errichtete, wurde dieser Clevische Präsident von Katte mittelst Kabinetsordre vom

2ten

2ten Februar 1746 zum Minister und Generalkrieges-kommissarius ernannt, und ihm dieses Departement mit 3000 Thlr. Besoldung gegeben, welche nach des Oberjägermeisters Grafen von Schlieben Tode, im Jahre 1748, mit 1000 Thlr. vermehret wurde. Diesem Posten hat er bis in den November 1760, da er gestorben vorgestanden.

Wird man, bei solchen Umständen wohl dem verewigten Friedrich noch länger den Vorwurf machen können, daß er die Familie von Katte ganz vernachläßigte? Ich denke, wohl nicht.

Was nun der Verfasser der Briefe S. 44 u. 45. von einem alten Jäger erzählt, gegen den sich der König besonders undankbar bewiesen hätte, davon ist mir bis jezt schlechterdings gar nichts bekannt worden; auch habe ich, troz allen Nachfragen, nichts davon erfahren können. Da nun überdies nicht einmal der Namen des Jägers angegeben ist, so bringt mich dies auf die Vermuthung, daß der Verfasser der Briefe vielleicht mit dieser ganzen Erzählung hintergangen worden ist. Sollte sie indeß auch wahr sein, so würde Friedrich darüber dennoch vielleicht zu entschuldigen sein. Der Verfasser der Briefe sagt ja selbst, Friedrich hätte die Stelle des Försters für einen guten Dienst gehalten;

und bei der Antwort des Königs „Nun so stiehl auch „ein Bischen“ kam es sehr viel darauf an, mit welchem Tone er dies sagte, und was er vielleicht diesen Worten noch hinzufügte; wodurch er vielleicht dem Förster gewissermaßen erlaubte, so viel als er brauchte mit seinem Willen sich zuzueignen. Doch! wie gesagt, die ganze Erzählung ist mir nicht glaublich, und es glauben sie auch Leute nicht, die den König näher kannten, als ich.

Völlig unwahr ist die Behauptung, S. 45 „daß „der Mensch, der den König aus Wargotschens (so „schreibt der V. Warkotschens hätte es heißen sollen) „Händen rettete, von Almosen leben muß! Hier hätte der Verf. sich doch wohl abermals näher erkundigen sollen, ehe er etwas behauptete, was des großen Friedrichs Charakter so beschmutzen würde. Dieser Mann, Mathäus Kappel, hat eine gute Forstbedienung in der Churmark, in Quaden-Germendorf bei Oranienburg. Der König hat sich seiner mehrmals in Gnaden erinnert. Er hat noch einige Jahre vor seinem Ableben ein Kapital ausgesetzt, um diesem treuen Kappel eine neue bequeme ganz steinerne Dienstwohnung bauen zu lassen, und da das Haus weniger

kostete als dazu ausgesetzt war, ihm den Rest des Kapitals geschenkt.

In Ansehung dieser Nachricht konnte indeß der Verfasser der Briefe um so eher hintergangen werden, da unter des rechtschaffenen Kappels Namen wirklich ein Avantürier herumgeht, welcher sich für diesen Mann ausgiebt, und mit dem Vorgeben, daß der König ihn nicht versorgt, sondern im Elende herumgehen ließe, bettelt. Dieser falsche Kappel treibt sich nicht nur in unserm Lande, sondern auch in Sachsen, vielleicht auch in andern Ländern herum, und ist unter andern, vor einigen Jahren, auch bei einem Officiere gewesen, dessen Güte ich viele meiner Berichtigungen verdanke; ist aber, weil dieser den wahren Kappel persönlich kennt, natürlich, sehr übel empfangen worden. Wie kann nun nicht, auf ähnliche Art, so manche andere Anekdote, welche die Ehre des Königs schmälert, entstanden sein!

Die Anekdote von der Undankbarkeit des Königs gegen die Frau und den Sohn des heldenmüthigen Vertheidigers Kolbergs, S. 46. muß ich geradehin für erdichtet erklären; denn ihre Wahrheit ist unmöglich. Der berühmte Heinrich Sigmund von der Heyde starb unverehlicht zu Kolberg im J. 1765 am 4ten Mai

im 62sten Jahre, als Oberster, Commandant von Kolberg und Ritter des Ordens pour le Merite. Da er nun nie verheirathet gewesen ist, so kann auch nicht, wie der alte Officier sagt, dieses würdigen Mannes Gemahlin im Sächsischen in drückendem Mangel gelebt, und von einer Collekte haben beerdigt werden müssen. Das muß eine ganz andere Person gewesen sein. Der von der Heyde der Kolberg vertheidigte, kann also auch keinen Sohn gehabt haben, gegen den der König hätte ungerecht sein können. Der vom Verfasser der Briefe eigentlich gemeinte noch lebende Herr von Heiden, (kein Sohn von dem Vertheidiger Kolbergs) wird übrigens auch nicht über des Königs Ungerechtigkeit klagen wollen. Er war Quartiermeisterlieutenant; wozu der König wohl eben keinen zu machen pflegte dem er nicht wohl wollte. Er ward auch nachher von ihm weiter versorgt: er bekam nämlich bei dem neuerrichteten Lengefeldschen Regimente in Preußen eine Compagnie.

Bei solchen Unrichtigkeiten, die sich der Verfasser der Briefe zu Schulden kommen läßt, muß ich denn auch vermuthen, daß er in Ansehung der Erzählung S. 46., von der Undankbarkeit des Königs gegen den Herrn von Domhardt, falsch berichtet ist: die

näheren

näheren Umstände dieser Begebenheit sind mir völlig unbekannt. Ich vermuthe aber, daß noch einige andere Umstände sein mögen; denn so wie es da erzählt ist, scheint es mir mit dem Charakter des Königs nicht zu vereinigen.

Daß der verdienstvolle, jezt in Hessischen Diensten stehende General von Wackenitz, wie es S. 47 heißt, vom Könige vertrieben worden sei, kann wohl durch nichts erwiesen werden; überdies lebt auch dieser verdiente General noch jezt, und es wäre also seine Sache den König anzuklagen wenn er von ihm sich beleidigt glaubte, oder, im entgegengesetzten Falle ihn zu vertheidigen.

Wenn der König den jüngeren Grafen von Finkenstein späterhin nicht begünstigte, da er ihm doch in seinen ersten Jugendjahren mehr gewogen gewesen war; so wird dies keinen wundern, welcher bedenkt, daß jeder Mensch im reiferen Alter, nach andern Grundsätzen urtheilt, als in den Jahren der Jugend. Vorsätzliche Kränkung des Grafen hat sich indeß der König gewiß nicht erlaubt. Daß des verstorbenen verdienten Geheimenfinanzrathes von Brenkenhof Vermögen nach dessen Tode in Beschlag genommen wurde, kann kein Beweis der persönlichen Undankbarkeit des

Königs sein: es war wohl gewönlicher Gang der Justitz, welcher im allgemeinen, zur Sicherheit der königlichen Kassen und zur Erhaltung der guten Ordnung nothwendig ist, und nicht um eines besondern Falles willen unterbrochen werden konnte.

Ich hätte Ihnen noch manches hiehergehörige zu schreiben, aber mein Brief würde dadurch gar zu lang werden: gedulden Sie sich also bis auf meinen folgenden Brief.

Neun-

Neunter Brief.

Ich komme, lieber Freund, in meiner Widerlegung der bekannten Briefe, zu einem neuen Faktum welches des Königes Undankbarkeit beweisen soll; zu seinem S. 50 angeführten, angeblich schlechten Betragen gegen den Grafen von Kaiserling. Auch hier kann ich wohl mit völliger Gewißheit behaupten, daß der Verfasser der Briefe sich irrt. Es ist bloß im J. 1701 ein preußischer Gesandter in Rußland gewesen, Namens Kaiserling; er starb im J. 1711. Von 1718 bis 1727 war daselbst der Freiherr Gustav v. Mardefeld, und von da bis 1746 der Freiherr Axel v. Mardefeld als Gesandter; demselben folgte in gleicher Qualität der jetzige erste Kabinetsminister Graf von Finkenstein, welchem wieder im Jahre 1749 ein Baron Golz als Gesandter folgte. Um diese Zeit entstanden die bekannten Mißhelligkeiten zwischen beiden Höfen, und der Geheimerath von Wahrendorf blieb nur als Preußischer Resident in Petersburg. Man siehet wohl hieraus, daß des Verfassers Anekdote ganz falsch ist, da sie sich auf keinen von den oben angeführten Gesandten paßt, wenn man auch annehmen wollte, daß er sich nur in dem

Namen geirrt hätte. Es ist zwar um 1748 ein Russischer Gesandter Graf von Kaiserling in Berlin gewesen, von diesem aber kann nicht die Rede sein; auch kann wohl nicht Dietrich Freiherr von Kaiserling gemeint sein, welchen der König, als Kronprinz, mit zu seiner Gesellschaft in Reinsberg bei sich hatte. Derselbe war freilich wohl ein curländischer Edelmann; es ist aber nicht von ihm bekannt, daß er den König vergeblich um Vorschuß auf seine curländischen Güter angesprochen hätte; auch ist er nie Gesandter in Petersburg gewesen, sondern starb als Oberst und Generaladjudant, zu Berlin 1745 den 13ten August; und aus den nachgelassenen Werken des Königes ist es bekannt genug, wie sehr er Cäsarion (so hieß er den Herrn von Kaiserling) liebte und schätzte. Man siehet daher wohl daß die ganze Anekdote, auf gar nichts beruhet.

Die harte Behandlung des Leipziger Bürgermeisters Stieglitz, kann wohl nicht dem Könige persönlich zur Last gelegt werden. Harte Behandlung einzelner Menschen, ist freilich oft, wie es sehr zu bedauern ist, unausbleibliche Folge des Krieges, und hängt nicht allemal von dem Charakter des kommandirenden Feldherrn, vielweniger von dem Fürsten ab, in dessen Namen

der Krieg geführt wird. Besonders ist es schlechterdings nicht möglich, daß der alte Greis Stieglitz erst im Jahre 1763 so übel behandelt werden können. Dieser gute Mann starb bereits am 28sten Juli. 1758, wie es der Hr. Verfasser von jedem Leipziger erfahren kann. Auch traf ihn in den vorhergehenden Zeiten kein härteres Geschick, als, leider! mehrere Leipziger traf, er saß im Jahre 1757 zwanzig Wochen als Geissel in Magdeburg.

Gänzlich ungegründet ist es, daß dieser Mann wie der Hr. Verfasser sich ausdrückt, derjenige gewesen, „welcher, als Friedrichs Vater, bei der Juri„stenfakultät in Leipzig ein Gutachten verfertigen ließ „über die Rechtsfrage: ob er seinen Sohn könne hin„richten lassen, oder nicht; die schönste und stärkste „Vertheidigung verfertigte.“ Es findet von diesem Gutachten sich in den Registern und Archiven der dortigen Fakultät keine weitere Spur, als daß der damalige Ordinarius Rechenberg am 31sten März 1731 auf eine Frage Friederici Wilhelmi ein *Responsum* gegeben hat, wovon aber keine Abschrift mehr vorhanden, und dessen Inhalt nicht mehr bekannt ist. Dieses Responsum allein ließe sich also allenfalls auf die obige Frage hinziehen: aber wir wis-

sen aus gedruckten Schriften, daß Friedrich seinen Sohn schon im November 1730 begnadigt, ihm den Degen und den Orden wiedergegeben, und ihn seines strengern Verhaftes entlassen hatte. Folglich ist es höchst wahrscheinlich, daß, wenn auch jenes Gutachten sich auf diese Sache bezieht, (welches wir nicht einmal gewiß wissen) nicht Friedrich Wilhelm, sondern vielleicht irgend einer seiner Minister, oder sonst jemand, aus irgend einer Neugierde oder einer andern Ursache sich dasselbe erbeten habe. Wenigstens kann es auf keinen Fall, eine Vertheidigung für das Leben des Kronprinzen gewesen sein. Eine eigentliche Vertheidigung verträgt sich schon nicht mit der Natur eines blossen Gutachtens; und ein Prozeß ist über diese Sache nicht vor der Fakultät geführet worden. Uebrigens war ja Rechenberg als Ordinarius der eigentliche Verfasser des Gutachtens; und was hätte also Stieglitz dabei zu thun gehabt? Nichts! gar nichts! Er war zwar zu dieser Zeit Assessor in der Fakultät; woher weiß aber der Urheber dieser Briefe, daß der Verfasser des Gutachtens ihn zu Rathe gezogen hätte, oder, wenn dies geschehen sein sollte, daß der König etwas von Stieglitzens Votum gewußt hätte? So geläufig die Sage in Leipzig auch ist, daß

Re-

Rechenberg ein Gutachten in dieser Sache abgefaßt habe, so wenig wird doch Stieglitz, selbst in Leipzig, selbst in seiner eignen Familie, als Theilnehmer daran angesehen. Was ergiebt sich also aus der Erzählung unsers Verfassers? — Wer die Geschichte auf solche Art schreibt, könnte leicht gegen alles was er erzählet, Mißtrauen einflößen! Unrichtig ist auch die Behauptung S. 51. „Der König habe dem Grafen von „Schwerin Güter in Oberschlesien geschenkt, die er „schon vorher dem Flügeladjudanten von Goetz geschenkt „hätte." Das Guth des Generallieutenant von Goetzen ist ein von Goetzensches Lehen, welches sich lange nach dem siebenjährigen Kriege eröfnete, und welches der König alsdann dem gedachten Generallieutenant ertheilte: er kann es also unmöglich, lange vor der Eröfnung, während dem siebenjährigen Kriege, zu einer Zeit da die Grafschaft Glaz ganz im Besitz des Feindes war, dem Grafen von Schwerin geschenkt haben.

Daß der König einen Staabsofficier in Potsdam auf die Schloßwache setzte, giebt der Verfasser der Briefe für etwas unerhörtes aus. Er hätte aber nicht die Königswache mit der Schloßwache verwechseln sollen. Es war in Potsdam vormals nicht

unge-

ungewöhnlich, daß Staabsofficiere auf die Königswache in Arrest kamen. Der sel. Oberst von G** z. B. ein sehr verdienter Officier, hat wenige Wochen vorher, als er zum Commandeur des Regiments Garde ernannt wurde, Arrest auf der Königswache gehabt, und nach dem siebenjährigen Kriege noch verschiedne andre Officiere.

Ich bin in der That recht froh, liebster Freund, daß die Vorwürfe, welche des Königes Undankbarkeit beweisen sollten, endlich nun ein Ende haben; und daß ich wenigstens von den meisten habe zeigen können, wie ungegründet sie sind. Sie, denke ich, werden auch wohl damit zufrieden sein. Leben Sie wohl.

Zehnter Brief.

Um jene harten Beschuldigungen, gegen die ich, im vorigen Briefe, des verewigten Königs Charakter zu vertheidigen suchte, noch mehr in ihrer ganzen Nichtigkeit zu zeigen; nehme ich mir jezt die Freiheit, Sie, mein Lieber, an eine Ihnen vielleicht schon bekannte Thatsache zu erinnern, weil deren Erzählung ein gar zu passendes Gegenstück zu jenem falschen Gemälde des königlichen Charakters sein wird. Ich meine das gütige Betragen des Königs, gegen die hinterlaßene Familie eines seiner verstorbenen Freunde. Den bekannten ehemaligen sächsischen Gesandten Herrn von Suhm, der mehrere Jahre hindurch einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem Könige als Kronprinzen führte, wollte der König als er zur Regierung kam, in seine Dienste nehmen und um sich haben. Suhm reisete wirklich von Petersburg nach Berlin, fiel aber, da er eben das Ziel seiner Wünsche, immer um den König zu sein den er so sehr liebte, erreichen sollte, unterweges in eine schwere Krankheit, an der er auch starb. Wenige Tage vor seinem Tode, schrieb er dem Könige in einem äußerst rührenden Briefe, daß er sein nahes

Ende

Ende fühle und seine hinterbleibende arme Familie seinem Schutze empfehlen wolle. Er nannte ihm seine vier noch unerzogenen Kinder, und seine Schwester, welche bisher bei seinen Kindern Mutterstelle vertreten habe. Nach seinem Tode schrieb Friedrich sogleich an des Verstorbenen Schwester, Fräulein Hedwig von Suhm, einen Brief voller Theilnahme an dem Verluste ihres Bruders, in dem er ihr versprach für sie und die hinterbliebenen Kinder sein ganzes Leben hindurch zu sorgen. Um dies Versprechen zu erfüllen berief er die Fräulein mit den Kindern sogleich nach Berlin damit sie deren Erziehung dort unter seiner persönlichen Aufsicht fortsetzen sollte. Er wies ihr eine jährliche Summe von 1800 Thlr. an, von denen sie, für ihre Person auf Zeitlebens 600 genießen sollte, 300 aber, für die Erziehung jedes Kindes, jährlich so lange ausgezahlet werden sollten, bis eine anständige Versorgung sie derselben entbehrend machen könnte. Die Fräulein Suhm gieng nach Berlin, und der König interessirte sich persönlich für die Erziehung der Kinder die ganze Zeit hindurch da diese dauerte. Als er nacher die drei Söhne in Militardienste nahm, ließ er ihnen, jedem die Pension von 300 Thlr. bis auf die Zeit da sie zu Capitains würden avan-

cirt sein; der Tochter aber ließ er die gleiche Pension, bis zu ihrer Verheirathung mit dem Obersten von Keith. Ungeachtet die Schwester seines verstorbenen Freundes, Fräulein Hedwig von Suhm, 33 Jahre zu Berlin lebte, ließ er ihr doch nicht nur die jährliche Pension von 600 Thalern bis an ihren Tod; sondern machte ihr auch mehrmal außerordentliche Gnadengeschenke; so wie er sich überhaupt auch bis ans Ende seines Lebens gegen dieselbe immer sehr wohlthätig bewies. Folgende Erzählung mag zum Beispiel dienen, wie sehr und wie lange er das Andenken seines Freundes durch Gnadenbezeugungen gegen dessen Familie ehrte. Der älteste der Söhne die Friedrich so edelmüthig hatte erziehen lassen, Ernst Ulrich Peter von Suhm, hatte einige Jahre gedient und war bis zum Range eines Lieutenants avancirt, als der siebenjährige Krieg entstand. Er hatte in diesem Kriege als Lieutenant einige Feldzüge mitgemacht, als ihm am 6ten Mai 1757, in der Bataille bei Prag, eine Kanonenkugel das eine Bein wegnahm, so daß er nun seinen Abschied fodern mußte. Da er nunmehr zum Militardienste untauglich war suchte der König ihn im Civildienste gut zu versorgen; ließ ihm die Wahl, Direktor der Akademie in Liegnitz, oder Postmeister in Dessau, zu wer-

den,

den, und gab ihm den Titel als Kriegsrath. Suhm wählte, wegen der damaligen kritischen Lage der Sachen in Schlesien, die Postbedienung in Dessau, die ihm ruhiger und sicherer schien, und der er auch beinahe 25 Jahre vorstand. Wenige Tage vor seinem Tode schrieb er am 12ten Mai 1785, da er aus seiner großen Schwachheit sein herannahendes Ende vermuthete, einen Brief an den König, um diesem seine drei Söhne zu empfehlen die schon unter der Armee dienten. Friedrich antwortete ihm sogleich, am 16ten Mai, äußerte seine Theilnahme an seinem Schicksale, und seine Liebe zu der Familie von Suhm, besonders zu seinem Vater und ihm, und versicherte ihn daß auch seine Kinder an dieser Liebe Theil nehmen sollten wenn sie in seine Fußtapfen träten. Diese Versicherungen wiederholte er auch der Wittwe des Verstorbenen schriftlich am 21sten Mai als sie ihm den Tod ihres Mannes gemeldet hatte.

So handelte Friedrich, so zeigte er sein gefühlvolles Herz, seine Liebe zu seinen Freunden bis auf deren entfernte Nachkommen: er war der Mann nicht, der hart und undankbar und grausam genannt zu werden verdient, oder von dem es heißen müßte daß er die

Sün-

Sünden der Väter strafte bis ins dritte und vierte Glied. Leben Sie recht wohl liebster Freund.

Eilfter Brief.

Um Ihre Güte nicht zu mißbrauchen, mit der Sie, mein lieber Freund, an meiner Widerlegung der vielen Unrichtigkeiten in den bekannten Briefen, so lebhaften Antheil nehmen; will ich Sie nicht mit Widerlegung jener Unrichtigkeiten aufhalten, welche im Ganzen keinen sehr beträchtlichen Einfluß auf unser Urtheil über des Königs Charakter haben. Ich halte mich daher nicht dabei auf, wenn S. 59 gesagt wird, der rührende Auftritt, daß der König das Andenken des großen Schwerin auf eine so ehrenvolle Weise feierte, „blieb in der Folge der Zeit nicht viel mehr als ein „bloßes Coup de Theatre:“ schwerlich wird jemand der dies lieset einsehen können, wie die folgende Zeit, auf irgend eine Weise, das Verdienst dieser edlen Handlung um etwas sollte vermindern können.

So gehe ich denn also gleich zur Widerlegung jener Unrichtigkeiten über, die in die Erzählung vom Könige und dem Feldmarschall Tschernitschef, von S. 62 an, eingeschlichen sind. Was ich über die hier erzählte Begebenheit für gewiß erfahren habe, ist folgendes. Der König erhielt die Nachricht von der Regierungsveränderung in Rußland, von dem Russischen Feldmarschalle selbst (S. Oeuvres posth. du Roi T. IV. S. 343). — Es ist wichtig, daß aus dieser eigenen Nachricht des Königs erhellet, daß ihm der General von Tschernitschef selbst sogleich von dieser Veränderung Nachricht gab; denn unser Verfasser erzählt das Gegentheil. — Der König ließ bald darauf den General von Möllendorf rufen, beklagte sich gegen denselben, ohne ihm jedoch den Vorfall zu sagen, über die schnelle und unerwartete Abänderung seines Glücks, und versicherte ihm: er setze seine ganze Hoffnung, in Absicht der angesetzten Unternehmung auf die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf, einzig und allein auf ihn. Wie sehr dieser große General, das Vertrauen des Königs gerechtfertigt, und wie er, durch die geschickteste Anführung, die Ehre des glücklichen Erfolges fast allein erworben hat, ist notorisch.

Wenn

Wenn ich Ihnen, lieber Freund, über diese ganze, von dem Verfasser der Briefe so sonderbar ausgemahlte Scene, aufrichtig meine Meinung sagen soll, so muß ich gestehen, daß sie mir, so wie sie durch ihn vorgestellt wird, gar nicht wahrscheinlich ist. Zwar wissen wir aus den Werken des Königs selbst*), daß Friedrich, um seine eignen Worte zu gebrauchen, „es sich als eine „Gefälligkeit von dem russischen Feldherrn ausbat, sei„nen Abmarsch drei Tage zu verschieben, und daß dieser „mit sehr guter Art hierin willigte;" aber es verträgt sich mit dem Charakter des Königes nicht, persönlich einen fremden General zur Treulosigkeit zu bereden. Dazu war Friedrich wohl auf jeden Fall zu delikat; und er hätte sich auch, auf den Fall daß sein Vorhaben mißlang, durch so einen Ueberredungsversuch zu sehr der Gefahr allgemeiner Verachtung ausgesetzt. Auch läßt sich wohl von dem Feldmarschall nicht denken, daß er, um einer schönen Rede des Königes willen, den (wie unser Verfasser will) seiner Kaiserin so eben geschworenen Eid der Treue gebrochen haben, und daß er sich durch den Schritt den er that in die Gefahr gegeben haben sollte, deßwegen er aufs Schaffot (S. 69) kommen konnte. Sein dreitägiges Warten wird,

*) Oeuvres posthumes T. IV. Pag. 345.

ohne solch ein dringendes Bitten, und ohne solche Zuredungen des Königes begreiflich genug, wenn wir erwägen, daß er nicht eher sich von der Armee trennen konnte, als bis für die Verpflegung der russischen Völker, auf ihrem Rückzuge nach Pohlen, in den königlichen Provinzen, durch welche sie den Weg dahin nehmen mußten, gesorgt war. Diese Verpflegung erhielten sie bekanntermaßen auf königliche Kosten; und die Herbeischaffung von Futter und Brod erfoderte, besonders in den lezten Jahren des Krieges, immer einige Zeit. Der König brauchte also dem russischen Feldherrn nichts als dieses vorzustellen, um ihn zu dem Aufschub von drei Tagen zu bringen; und er hatte es um desto minder nöthig andre Gründe zu brauchen, da die Anhänglichkeit des Feldmarschalls an ihn, wie man weiß, ausserordentlich gewesen ist. Ein alter Officier hat mir versichert, daß er den Herrn von Tschernitschef, bei Gelegenheit der Affaire beim Engelsberge, zu dem Könige habe sagen hören: Sire, je n'ai mené ces gens ici, que pour les faire tuer pour Vous. Auch lief der russische General bei diesem Warten gar keine Gefahr, sezte sich keinen Vorwürfen, keinen Beschuldigungen, von Seiten seines Hofes aus. Der König

ver-

verlangte von ihm nichts, als was er unter den gedachten Umständen, um seines Corps selbst willen, zu thun genöthigt war. Seine Russen sollten nicht gebraucht werden, und wurden auch bei den Angriffen auf Leutmannsdorf und Burkersdorf nicht gebraucht; sie thaten keinen Schuß, sie paradirten gleichsam blos: auch ward der Feldmarschall durch sein Bleiben nicht zum Verräther an seiner Kaiserin, handelte keiner seiner Pflichten zuwider, durfte das Schaffot nicht befürchten. Der ganze romantische Anstrich, welchen der Hr. Verfasser dieser Begebenheit gegeben, verschwindet, wenn man sie näher und ohne Vorurtheile betrachtet: vielmehr entdekt sich, bei der geringsten Prüfung, in der ganzen Erzählung, das Uebertriebene. Der Graf von Schwerin soll z. B. zu dem Russischen General gesagt haben (S. 66) „Bring ich „Sie nicht heute Abend noch zum König, so verlier „ich meinen Kopf“ und doch frägt Tschernitschef ihn auf dem Hinwege: „ob der König die in Rußland „vorgefallene Veränderung schon wisse.“ Hätte sich dieses wirklich so zugetragen, so würde unser Hr. Verfasser dem Herrn Grafen von Schwerin ein schlechtes Compliment machen; denn von Seiten seiner wäre es wahrlich nicht sehr vorsichtig gewesen, durch jene

Aeußerung zu der natürlichen Vermuthung Anlaß zu geben, daß dem Könige diese Veränderung schon bekannt sei. Etwas sonderbar klingt es auch, wenn der Feldmarschall, S. 69 zum Grafen Schwerin spricht „Umarmen Sie mich noch einmal, wir sehen „uns gewiß nicht wieder.“ Die Prophezeihung traf doch nicht ein; denn am folgenden Tage S. 71, „schickte der König während des Gefechtes den Grafen „Schwerin einigemal an den Feldmarschall,“ und Nachmittags schickte er ihn wieder mit einem Briefe und Geschenke. Wenn nun gar der Feldmarschall S. 69 fortfährt „Sagen Sie dem Könige noch, wenn er noch et„was mehr als mein Leben verlange, ich wollte es ihm „auch geben;“ so ist das doch schlechterdings nichts als ein hyperbolischer Ausdruck, den ein General wohl kaum gebraucht haben wird. Was konnte wohl dem Feldmarschall noch schätzbarer sein als sein Leben, nachdem er schon seine Ehre, durch Treulosigkeit gegen seine Monarchin, (wie unser V. so höchstunwahrscheinlich behauptet), dem Könige aufzuopfern versprochen hatte? Man sieht wohl; der Verfasser der Briefe hat es mit der Erzählung recht gut gemeint; er hat uns eine sehr hohe Idee von des Königs Beredsamkeit beibringen wollen, und ist bei diesem Bestreben selbst ins Poetische verfallen;

aber

aber dies alles war wirklich nicht nöthig; wir glauben ohnehin ja recht gern, daß Friedrich sehr gut zu reden verstand. Mir ist es sehr lieb, daß diese Erzählung alle Merkmale der Erdichtung an sich trägt; denn so sehr auch der Ruhm des Königs von Seiten seiner Beredsamkeit dadurch gewinnt, so sehr verliert er auch wieder dadurch von Seiten seines Edelmuthes. Mich wundert nur wie der Verfasser der Briefe diese Erzählung glaublich finden konnte, da doch ein geringes Nachdenken über das fernere Schicksal des Feldmarschalls Tschernitschef ihn eines bessern belehrt haben müßte. Tschernitschef verlor nicht den Kopf; ward auch nicht einmal seiner Aemter und Würden entsetzt; sondern war bei seinem Tode, im August 1784, da er durch einen Unglücksfall ums Leben kam, Generalfeldmarschall, Senateur, General-Gouverneur von Moskau, und Ritter des Andreas-Alexander-weißen- und schwarzen Adler-Ordens. Hätte er an seiner Monarchin wirklich treulos gehandelt, so wäre dies auch wohl entdeckt und bestrafet worden. Die Russischen Generale, die unter ihm kommandirten, waren gewiß doch keine Kinder, so daß sie die wahre Lage der Sachen nicht hätten sollen beurtheilen können; und wenn sie wirklich, wie der Verfasser der Briefe behauptet, an diesem Tage,

mehrentheils alle halb berauscht gewesen wären; so hätten sie es denn doch auch die folgenden drei Tage, hätten es durchaus und immer sein müssen, wofern sie, falls Tschernitschef blos zu Gunsten des Königes, und aus keinen andern Gründen, bei der Preußischen Armee noch drei Tage geblieben wäre, dieses gar nicht hätten einsehen, merken, und wieder erzählen sollen. Noch mehr aber als berauscht wären sie unstreitig gewesen, wenn sie geglaubt hätten, was, unserm Herrn Verfasser S. 70 zufolge, der Herr von Tschernitschef ihnen an dem Tage des Angriffes auf die Höhen von Burkersdorf und Leutmannsdorf, gesagt haben soll; daß sie nämlich ausrükken müßten, weil es nicht unmöglich sei daß der König sie angriffe. Und wie verträgt es sich vollends mit dieser ganzen Erzählung, daß Friedrich dem Russischen General, nach der Wegnahme jener Höhen, soll haben sagen lassen, S. 71. „er „könne nun mit seinem Corps marschieren; er werde „es nicht verhindern?" dies klingt ja als wenn er den Herrn von Tschernitschef gezwungen zu bleiben, als ob er ihm Schwierigkeiten gegen den Abmarsch gemacht, und ihn nicht durch Bitten verzögert, sondern ihn dadurch vielleicht noch länger aufgehalten habe, daß er, nicht eher als bis er selbst gesichert

war, die nöthige Verpflegung für das Russische Corps habe anschaffen laßen.

Verzeihen Sie, lieber Freund, daß ich mich in eine so umständliche Zergliederung dieser Erzählung eingelassen: ich habe Ihnen unstreitig nicht viel mehr gesagt, als was Ihnen selbst, bei der aufmerksamen Lektüre derselben, schon eingefallen seyn muß; aber dergleichen Wiederhohlungen haben denn doch oft ihren Nutzen. Erlauben Sie mir noch hinzu zu setzen, daß aus diesem einzigen Beispiele anschaulich wird, wie wenig unser Hr. Verfasser, wenn er sich auf ausführliche Erzählungen einläßt, alle kleinen Umstände vorher mit einander verglichen und in Erwägung gezogen haben kann, und daß seine Erzählungen also nicht völlig zuverläßig sind. Leben Sie wohl.

Zwölfter Brief.

Wenn der Verfasser der Briefe S. 37 u. folgd. den Vorwurf des Geitzes vom Könige ablehnt, so bin ich darin, eben so wie Sie mein Lieber, ganz seiner Meinung: doch kann ich es nicht billigen, wenn er, um seinen Gründen noch mehr Gewicht zu geben, S. 79 behauptet „der König habe den Werth des Geldes, und den Preis der Dinge nicht recht gekannt.“ Es läßt sich gar nicht als wahrscheinlich denken, daß dies bei Friedrichs großer Finanzkenntniß hätte statt finden können; da der gute Entwurf eines großen Finanzprojektes, doch allemal, auch eine richtige Beurtheilung der dabei in Betrachtung kommenden Kleinigkeiten, voraussetzt. Wenigstens die hier angeführte Anekdote, von des Königs Unwissenheit, in Ansehung des Preises des Zukkers, beweiset nicht des Verfassers Behauptung; denn diese Anekdote ist zuverläßig falsch. Es war, wie ich dieses von mehreren Officieren weiß, in den Lägern der königlichen Armee, in dem Feldzuge von 1778, wenigstens nach den ersten zwei Tagen des genommenen Lagers, nicht theuer; welches daher kam, weil der König alle Waaren und Lebensmittel

die

die aus Schlesien zur Armee giengen, von den gewöhnlichen Accise- und andern Impositen befreiet hatte.

Wenn der Verfasser der Briefe, des Königes schlechte Kleidung, S. 80 die allerstudierteste Coquetterie nennt, so kann ich darin gar nicht seiner Meinung sein: eine solche Vermuthung ist wirklich zu klein für den großen Friedrich. Ob der König aber, durch diese einfache Kleidung, vielleicht seinen Unterthanen ein Beispiel der Sparsamkeit und Häuslichkeit geben wollte, und unvermerkt darin zu weit gieng; das ist eine andere Frage, die ich wohl gern bejahen möchte. Und man braucht ja nicht einmal ein Friedrich zu sein, um keine Rücksicht auf den Anzug zu nehmen, wenn man den Kopf so voll von wichtigen Dingen hat, und sich so ernstlich wie er damit beschäftiget, um sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Die Anekdote S. 84 daß der König zum Obersten Quintus gesagt habe. „Sein Metier ist, wie man „im Hubertsburger Schlosse die Tressen von den Tape„ten schneidet" und daß ihm dieser so sehr bitter darauf geantwortet habe; ist mir nicht glaublich, denn sie paßt gar nicht zu dem Charakter beider Männer: Der König sprach freilich zuweilen mit Quintus ein wenig hart, und dieser fiel zuweilen durch; aber ich

kenne

kenne jemanden, welcher den Obersten Quintus ziemlich genau, und lange, gekannt hat; und dieser hat nie von obiger Anekdote gehört; spricht ihr auch alle Wahrscheinlichkeit ab. Vielleicht ist sie aus einer andern, durch Wiedererzählung gebildet, und, wie es sehr oft bei solchen Dingen geht, dadurch endlich so verstümmelt worden, daß sie eine ganz andre Gestalt erhalten hat. Einer der Tischgesellschafter des Königes, in den ersten Jahren nach dem siebenjährigen Kriege, hat nämlich einem meiner Freunde erzählt; daß der König einst, bei der Tafel, zu dem Obersten Quintus scherzhaft gesagt: „Ich bin jezt mit der Ge„schichte des siebenjährigen Krieges beschäftigt, und „grade in dem Zeitpunkte, wo ich Seine Ausräumung „des Hubertsburger Schlosses zu beschreiben habe." Quintus versezte lachend „Es ist sonderbar, Sire, „wie wir uns zusammen treffen; auch ich bin in mei„ner Beschreibung dieses Krieges grade so weit, und „habe erzählt, daß alles auf Ew. Majestät Befehl ge„schehen ist." Daß alles dieses par manière de conversation gesagt wurde, darf ich wohl nicht erst hinzusetzen. Leicht möglich ist es nun, daß, durch öftere Wiederhohlung dieser Anekdote, endlich das daraus geworden ist, was unser Hr. Verfasser erzählt.

Ma

Man behält von solchen Erzählungen oft nur den Inhalt, und kleidet diesen, wenn man sie wieder andern mittheilt, nach Maßgabe der Absichten, die man dabei hat, und der Umstände, auf andre Art ein; und so kommt am Ende etwas heraus das der Wahrheit gar nicht mehr gleicht.

Daß der Verfasser der Briefe, S. 85 u. 86, verschiedene Generale, von Seiten ihrer Geisteskräfte so sehr zu ihrem Nachtheil beurtheilt, ist, nach meiner Ueberzeugung gewiß zu hart. Wenn mancher von *ihnen* freilich, bei seinen militarischen Operationen, mehr nach dunkeln Gefühlen und Begriffen als nach einem wohldurchdachten lichten Plane verfuhr; so wird man ihnen deswegen doch nicht alles Talent, zu einer Unterhaltung über militarische Gegenstände absprechen können. Vom General Seidlitz z. B. wird es gewiß mit Unrecht behauptet „daß er, außer vom „Reiten Trinken und Jugendsünden, wenig zu sprechen wußte.“ Ein sehr würdiger Officier, welcher der Person dieses Generals, in verschiedenen Zeiten, sehr nahe gewesen, hat mir versichert, daß, wenn der Hr. von Seidlitz gleich in seinen frühern Jahren sich gewisser Jugendsünden schuldig gemacht, er doch in den späteren Jahren enthaltsamer gelebt, und nie,

auch

auch in seiner Jugend nicht, den Wein geliebt, sondern vielmehr alle Trinker gehaßt habe; und daß er nie Gegenstände dieser Art zum Stoff seiner Unterredungen gewählt, wenigstens nie auf anstößige Art sich darüber ausgelassen habe. Freilich war er überhaupt nicht sehr gesprächig, doch ward, wie der gedachte glaubwürdige Zeuge mir versichert hat, seine Unterredung, durch glückliche und oft ziemlich beissende Repartien, sehr oft höchst interessant: er war sogar in deutschen Dichtern belesen, und besaß, auch im geselligen Leben, eben den hohen Grad von Gegenwart und Freiheit des Geistes, welcher ihn als General so vorzüglich auszeichnete. Alles dieses hat mir der obgedachte Officier mit Beispielen belegt, welche anzuführen aber hier zu weitläuftig werden würde. Auch unser Herr Verfasser selbst erzählt uns ja S. 89 u. 90 Dinge, welche dieses zum Theil erweisen, und also seine eigne Behauptung widerlegen; daß der Hr. von Seidlitz zu den Generalen gehörte, welche der König, allein um ihnen mehr Gewicht und Ansehn zu geben, zu seinen Gesellschaftern gewählet habe. Eben so unrichtig als des Verfassers Urtheil über den Herrn v. Seidlitz ist, einem Ohrenzeugen zufolge, die Antwort, welche er S. 85 den General von Ziethen

über sein Manöver in der Schlacht bei Torgau, dem Könige geben läßt. Dieser General erwiderte eigentlich auf die gedachte Frage des Königs, an dem Tage nach der Schlacht „ich weiß es nicht; aber wenn ich „wieder in den Fall komme will ich es wieder so ma„chen." Der König lächelte, und versetzte blos: „Er hat wirklich viel Glück gehabt."

Unrichtig ist es auch, daß der König gewissermaßen lustige Räthe gehalten, oder doch wenigstens jemanden ausgesucht hätte, um an ihm, oft auf unschickliche Art, seine lustige Laune zu üben. Der König war freilich oft froher Laune, und ließ sie an solchen Leuten aus, die er zum täglichen Umgange wählte; wer wird aber wohl deswegen diese Leute lustige Räthe nennen wollen? Doch! dies ist ein Vorwurf, welcher des Königes moralischen Charakter nicht trift: sein guter Namen wird dadurch bei wenigen Menschen verlieren können.

Ein anderer Vorwurf des Verfassers der Briefe S. 90 ist empfindlicher, und hat, auf das Urtheil der Nachwelt, vom Könige, größeren Einfluß. Es wird dort gesagt: „Ein großes, freilich aber nicht „sehr königliches Vergnügen, war es für ihn, die „Leute aneinander zu hetzen:" aber diese Behauptung

wird

wird durch kein einziges Beispiel bewiesen: was soll sie also? Unbegreiflich ist es mir, wie der Verfasser der Briefe, bei seiner wirklich großen Liebe für den König, so ganz ohne allen Beweis, den König als einen schadenfrohen Menschen zu schildern wagt. Friedrich dachte gewiß zu edel, als daß er, blos um des Vergnügens willen Leute aneinander zu hetzen, unversöhnliche Feindschaften hätte stiften sollen.

Was der Verf. S. 90 von dem Koncertmeister Benda (den er sehr unrichtig Kapellmeister nennet) erzählt, wird niemand glauben der ihn kannte, besonders keiner der Kammermusiker des Königs. Er soll dem Könige beim Accompagnement erinnert haben: „Ew. Maj. blasen falsch." — Nimmermehr hat er dieses zu sagen sich unterstanden. Er war ein sehr rechtschaffener Mann und großer Musiker, aber sehr bescheiden, und könnte eher furchtsam genennet werden. Selbst Quanz, der zuweilen sehr mit Worten (nur nicht gegen den König) durchfiel, würde sich nicht unterstanden haben es zu sagen, es müßte ihn denn der König gefragt haben. Ueberdem hat der Verf. nicht bedacht, daß man bei keiner Privatperson die ein wahrer Musikliebhaber ist, geschweige bei einem Könige zwi-

schen das Accompagnement reden, und den Spielenden stören wird.

Sehr sonderbar klingt auch die Erzählung vom Obersten Quintus, S. 90 u. folgd. daß er sich nämlich wenn er voller Verdruß zum Könige gehen mußte, scherzhaft beklagt habe: „er müsse seine Lebenszeit bei einem alten und mürrischen Könige hinbringen, da er in „seiner Jugend nicht gern vier Wochen bei einer liebens- „würdigen Frau habe aushalten können.“ Wenn der Verfasser der Briefe spricht; Quintus habe dies scherzhaft gesagt; so kann ich ihm dies unmöglich glauben, weil es ganz offenbar ein psychologischer Widerspruch ist, daß Quintus gerade um eben die Zeit gescherzt haben sollte, „da er voller Verdruß zum Könige gehen „mußte.“ Der gute Oberste Quintus, der seine Gesundheit, durch sein ehemaliges regelloses Leben, sehr geschwächt hatte, war oft sehr hypochondrisch, und sehr der Laune unterworfen. Er hatte wohl eher, voller Mißmuth, seinen Puls zu halben Stunden nach der Secundenuhr beobachtet. In einem solchen Anfalle von Laune kann er etwa obiges gesagt haben. Er schalt wirklich oft auf den König in der Abwesenheit desselben, und zuweilen fiel er auch in des Königs Gegenwart im Reden durch. Als er nämlich zu der Zeit da

er heirathen wollte, welches der König anfänglich nicht zuzugeben meinte, mit dem Könige den bekannten Auftritt hatte, daß er von der Tafel aufstand, und von Sanssouci nach Potsdam gieng, lebte er zwar in Potsdam, dem Anscheine nach in philosophischer Ruhe, und sagte: daß er des Königs Umgang wohl entbehren könnte. Als ihn aber nach einigen Monaten der König rufen ließ, und alles vorherige vergaß; so war er doch gleich bereit, um auf den vorigen Fuß bei dem Könige wieder einzutreten. Und auf ihn läßt sich sehr gut anwenden, was Milord Marschall, von einigen, die gewöhnlich unzufrieden mit dem Könige von seiner Tafel zurückkamen, zu sagen pflegte: Voila des gens, qui se donnent l'air d'être tres mécontens du Roi de les invites a sa table, qui seroient pourtant cènt fois plus mécontens, si une fois ils netoient plus admis.

Die ganze Geschichte von dem Benehmen des Königs bei der Krankheit seines Hundes S. 91 u. f. daß nämlich Quintus dem Könige hätte helfen müssen den Unrath des Hundes zu suchen, scheint mir erdichtet: es läßt sich wenigstens nicht absehn, auf welche Art so ein Vorfall, wenn er sich auch wirklich zugetragen hätte, sollte bekannt geworden sein. Keiner als Quintus selbst

oder

oder der König konnte etwas davon erzählen; (denn daß nicht etwa ein Bedienter als Zeuge hätte zugegen sein können, sieht man schon daraus, daß Quintus dem Könige leuchten mußte) und weder der König noch Quintus konnte wohl Interesse dabei haben, so etwas noch nachher zu erzählen. Sollte aber dennoch jemand gegen den Verfasser der Briefe behauptet haben; er habe von Quintus selbst diese Anekdote gehört, so würde solcher Behauptung doch noch nicht zu trauen sein; es ist nicht gerade alles wahr, was jemand von Quintus oder auch vom Könige selbst gehört haben will. Wer erinnert sich nicht noch an das in vorigen Zeiten zum Sprüchwort gewordene (wenn gleich eigentlich nicht Quintus betreffende) le Roi m'a dit! jai dit au Roi! Das war Münze die schon ihren Werth vom Publiko erhalten hatte, und die man niemals über ihren Gehalt nahm; aber sie dient in Wahrheit nicht zum Maßstabe einer Charakteristik eines so seltenen Mannes als der König war.

Ich will Ihnen doch noch zum Schlusse meines Briefes eine Anekdote erzählen, aus der Sie werden abnehmen können, wie wenig man auf dieses le Roi m'a dit. mit Sicherheit bauen kann. Ein Mann der für den König einen gewissen Auftrag ausgeführt hatte, meldete sich beim Könige wegen Bezahlung der dabei aufgelaufenen

Kosten, durch einen der täglichen Gesellschafter des Königs, welcher auch das le Roi m'a dit beständig im Munde zu führen pflegte, und erhielt hernach unmittelbar den Befehl seine Foderung schriftlich einzureichen. Lange Zeit wendete sein Fürsprecher vor: „der König „würde sich aus Geiz weigern, die verlangte Summe „herzugeben;“ endlich aber ward er selbst unvermuthet zum Könige hingerufen. Der König sprach ein Weilchen sehr gnädig über die ausgeführte Sache, und sagte am Ende: „nun! Gott behüte euch! ihr habt eure Rech„nung eingereicht; meldet euch nur (bei dem und dem) „wegen der Bezahlung; ich habe schon Ordre deswe„gen gegeben, und da ich mit eurer Arbeit zu„frieden bin, so gebe ich euch eine jährliche Pension „von * * *.“ Ganz erstaunt gieng der Mann von diesem geizigen Könige fort, und zu seinem Wortführer hin, um ihm dafür zu danken, daß er so gut für ihn gesprochen: der fieng aber gleich beim Eintritte an: „Ja! Sie kommen wegen Ihrer Bezahlung; aber der „König ist genau; Sie foderten viel zu viel, er wird das nimmermehr bezahlen.“ Natürlich sahe sich dieser angebliche Vertraute des Königs sehr beschämt, da er von seinem Klienten die außerordentliche Gnade des Königes erfuhr; aber als ein Hoffmann, ließ er

es

es sich nicht merken, und blieb nach wie vor bei seinem le Roi m'a dit, indem er meinte, ein außerordentlicher Vorfall müsse den König seit gestern völlig umgestimmt haben. Ich würde dieses Geschichtchen gar nicht angeführt haben, wenn es nicht so sehr bewiese, daß selbst das nicht alles wahr ist, was Leute, die um den König waren, von ihm gehört zu haben, vorgeben. Wenn es Ihnen unwichtig scheint, so mag Sie mein folgender Brief der einen desto wichtigern Gegenstand betreffen wird, dafür entschädigen. Leben Sie wohl.

Dreizehnter Brief.

Sie werden, mein Freund, sich noch erinnern, wie sehr es mich schmerzte, daß der Verfasser der Briefe den König grausam nannte: in einer ähnlichen Stimmung der Seele bin ich jezt, da ich sehe, daß er auf gleiche Weise den König der niedrigsten schändlichsten Wollust beschuldigt. Wollust und Grausamkeit sind freilich oft vereinigte Brandmale, in dem Charakter eines Regenten der nicht nach Gesetzen herrscht, sondern nach Leidenschaft und Willkühr sein Volk genießt, und so lange quält, bis er selbst ein Opfer des allgemeinen Hasses wird. Sie haben gesehen, liebster Freund, wie bei Friedrichs Tode die Augen seiner Unterthanen von vielen Thränen überflossen: — es waren wohl nicht Thränen der Freude: Sie haben gesehen, wie unter seiner seegensvollen langen Regierung, ungeachtet der schrecklichen Kriege die uns trafen, dennoch Wohlstand und Kultur in Friedrichs Ländern blühend wurden: werden Sie glauben, daß unter einem grausamen Könige so ein Erfolg nur möglich war? oder daß er durch so einen König bewirkt werden konnte, der seine besten Lebens-

kräfte in unnatürlicher Wollust verloren, der sich auf eine so niedrige Art an Körper und Seele abgestumpft hätte? Mag doch der Ausdruck griechische Liebe immerhin das Laster mit einem schöneren Namen nennen; es bleibt nichts destoweniger Laster.

Ich bekenne, daß ich mich von der Wahrheit einer solchen Beschuldigung nicht überreden kann, und ich würde es nie billigen, daß man über einen solchen Gegenstand öffentlich redete, wenn man auch richtige Beweise anzuführen hätte; denn selbst in diesem Falle würde man der öffentlichen Sittlichkeit Schonung schuldig sein. Ist es nun nicht noch viel unverantwortlicher diese Materie leichtsinnig aufs Tapet zu bringen?

Um des Königs Entfernung von allem Frauenzimmer hinreichend zu erklären, brauchen wir zu dieser Vermuthung eben so wenig unsre Zuflucht zu nehmen, als zu der eben so ungegründeten Meinung, Friedrich sei an seinen Geschlechtstheilen verstümmelt gewesen, welche der Herr Ritter von Zimmermann so unbedachtsam und wider die Wahrheit annahm, da die ausdrücklichsten Zeugnisse derer, die den Leichnam sahen, das Gegentheil beweisen. Weit natürlicher und zum wahren Ruhme des Königs, läßt sich

jenes Phänomen folgendermaßen erklären. Friedrich kannte sich selbst, er wußte daß er als Kronprinz gegen die Frauenzimmer nicht ganz gleichgültig gewesen war, wußte, daß er bei allen Dingen in die er sich einließ, so gern sich auszeichnen mochte, und daß er überdies besonders starken Hang zu sanfteren Empfindungen in sich fühlte (von denen sein Flötenspiel seine Gedichte, die sanften Gegenstände in der Malerei die er liebte, die hellen Farben seines Amöblements u. s. w. die stärksten Beweise geben): er flohe also lieber ganz die Freuden des Umgangs mit Frauenzimmern, als daß er bei ihrem Genuße sich der Gefahr hätte Preis geben sollen, zu sehr von diesen Freuden angezogen, und dadurch von wichtigern Dingen abgehalten zu werden. Die vielen Beschäftignngen des Königs in seinen Kriegen, die Sorgen seinen zerrütteten Ländern nach dem Kriege aufzuhelfen, seine Kenntniß der Geschichte, die ihm, vom Einflusse der Maitressen auf Fürsten und deren Länder, so abschreckende Beispiele darstellen mußte, dies alles mag wohl etwas beigetragen haben, ihn von den Frauenzimmern anfangs zu entfernen, ihn endlich dem weiblichen Geschlechte ganz abgeneigt zu machen. Wenn man erwägt, daß alle gefallenen Günstlinge des Königs, unter

seinen

seinen Bedienten, gerade das Gegentheil von dem, was der Verfasser der Briefe von der griechischen Liebe glauben machen will, versichert haben; und wenn man des Königs ununterbrochene Arbeitsamkeit, so wie seinen Hang zu den Wissenschaften und zur Musik, die er mit dem Fleiße eines Mannes vom Metier betrieb, in Erwägung zieht; so wird man nicht der Meinung des Verfassers sein können. Der Geschmack an ununterbrochener Arbeitsamkeit, an immerwährenden Beschäftigungen und Vergnügungen des Geistes läßt die ganz thierische Sinnlichkeit nicht zu, im Gegentheil diese, wo sie sich findet, verdrängt jene ganz, und macht denjenigen, der sich ihr ergiebt, durch Schwächung, zu anhaltenden geistigen Beschäftigungen und Arbeiten unfähig. Friedrich floh die Wollust als die größte Feindin der Geistesgröße nach der er strebte, allein das Bedürfniß etwas zu lieben, oder vielmehr sich an etwas zu attachiren blieb ihm. Sollte wohl aus diesem Bedürfnisse nicht das Gefallen an Leuten von gutem Wuchse, und besonders von offener Gesichtsbildung, so wie die ganz außerordentliche Neigung des Königs zu seinen Hunden, weit richtiger zu erklären sein, als aus unnatürlicher Sinnlichkeit, wovon die Beweise gänzlich fehlen? Ist es wohl men-

schenfreundlich dem bloßen Gefallen an schönen Formen gleich eine schändliche Auslegung zu geben? Es durfte ja dieses Gefallen an schönen Formen nicht eben körperlich sein. Im Magazin zur Erfahrungsseelenkunde von Moritz, im 2ten Stück des achten Bandes, finden wir ein merkwürdiges Beispiel aufgezeichnet, daß die Liebe eines Jünglings zu dem andern, die nicht einmal auf Freundschaft oder Bekanntschaft sich gründete, zur wirklichen heftigen Leidenschaft ward; ohne daß jedoch ein unerlaubter Wunsch in ihm entstanden wäre, oder daß er nachher, als er mit seinem Geliebten bekannt ward, demselben jemals etwas unanständiges zugemuthet haben sollte. Aehnlicher Beispiele reiner Liebe zu seinem eignen Geschlechte möchte sich mancher Mensch vielleicht aus den Jahren seiner späteren Kindheit erinnern, wo man dergleichen glücklicherweise für Freundschaft hält. Sollte nicht auch beim Könige dergleichen haben statt finden können? Wo genaue Beweise fehlen, sollte es nicht edler, sollte es nicht menschenfreundlicher sein, dieses anzunehmen, als das Gegentheil? Den Menschen wird man so leicht nicht finden, der lieber von alten und häßlichen Leuten als von jungen wohlgebildeten Leuten bedient sein wollte; nur Hypochondrie und eigne Grämlichkeit

würde

würde so eine Wahl entschuldigen können. Warum sollte man nun dem Könige es verdenken, daß er zu seiner Bedienung blos junge und ansehnliche Leute wählte? oder warum sollte diese Wahl allein etwas wider die Reinigkeit seiner Sitten beweisen? Ein Mann dem ich glauben darf, hat mehrere Personen gekannt, die täglich um den König gewesen, die aber nichts von diesem Laster wissen wollten. Wie wäre es auch wohl denkbar, daß der König bei solcher eignen Unsittlichkeit über den Verfall der Sitten hätte beständig klagen können, wie es doch S. 97 von ihm gesagt wird? Wie wäre es möglich, daß er ein so hohes Alter hätte erreichen, daß er bis ganz an sein Ende im vollen Besitze seiner Seelenkräfte hätte verbleiben können, wenn er sich beständig entnervt und geschwächt hätte? Es scheint mir sehr unüberlegt zu sein, solche Beschuldigungen leichtsinnig und ohne Beweis hin zu schreiben; und Leuten, die schlecht denken, mit der Autorität eines großen Mannes, vielleicht Verführungen zu erleichtern. Wie kann unser V. wohl es wagen, bloß aus der Kleidung der königlichen Kammerhusaren, auf des Königs Sittlichkeit so sehr zu seinem Nachtheil zu schließen? Wie kann es ein Beweis für des Königs Unsittlichkeit sein, wenn mehrere seiner

ner Bedienten Geld zum Wegwerfen hatten? es ist die Frage noch, ob dies richtig ist? aber gesetzt es wäre wahr, so giebt uns ja der Verfasser der Briefe selbst davon eine Erklärung, wenn er S. 78 sagt: „Es ist außer Zweifel, daß von jenen 1000 Frie-„drichsd'or mehr als ein Packet in unrechte Hände „kam, ohne daß es der wenig drauf achtende König „auch nur bemerkte." Zwar nach sichern Nachrichten war es so nicht beschaffen, aber die Bedienten des Königs hatten auf sehr ehrliche Art Gelegenheiten zu Vermögen zu kommen, und der König selbst war hin und wieder freigebig, um ihre Dienste zu belohnen.

Höchstungerecht ist es auch gewiß, wenn S. 95 gesagt wird: „daß seit seiner (des Königs) Regie-„rung diese Ausschweifung (der griechischen Liebe) in „Berlin und Potsdam gewöhnlich war." Woher mag der Verfasser diese Nachricht haben? Freilich mögen sich wohl in allen Ländern einige schlechte Menschen finden, welche auf so eine niedrige Art sich selbst zerstören; sie finden sich aber bekanntlich häufiger in den südlichen Ländern, wo die Menge der Klöster und andere Ursachen diese Ausschweifung begünstigen.

Es mögen sich dergleichen auch wohl zum Theil in Berlin und Potsdam finden, wer wird aber ganze Städte nach einzelnen Beispielen der Unsittlichkeit beurtheilen wollen? Rom und Neapel sind gewiß noch weniger davon frei, als Berlin und Potsdam. Schon die Arbeitsamkeit aller Stände in Berlin und Potsdam, und der geringere Luxus, der sich gegen andere große Städte dort findet, wird Vertheidigung dieser Städte sein können; und ein verständiger Mann, der eine Zeitlang in Berlin gelebt hat, und mehrere große Städte, selbst in Deutschland, gesehen hat, wird bald einsehen, welche den Vorzug von Sittlichkeit verdiene.

Eine Stelle aus des Königs Schriften wird vom Verfasser der Briefe hier sehr übel auf den König selbst angewendet, denn wenn Friedrich gleich ganz Recht hat, indem er behauptet: das böse Beispiel eines Monarchen werde vom Volke leicht nachgeahmt; so würde es doch von der andern Seite sehr trüglich sein, wenn man von bösen Gewohnheiten und heimlichen Sünden, die unter einem Volke herrschten, unf Unmoralität des Fürsten schließen wollte; und dies thut der Verfasser der Briefe doch offenbar, wenn

er von der angeblichen und unbewiesenen Unsittlichkeit der königlichen Residenzstädte auf persönliche Lasterhaftigkeit des Königes schließt. Aber es ist kein Wunder, daß auch den großen Friedrich dergleichen Verunglimpfungen trafen: er hat ganz Recht, indem er in seiner Ode auf die Verläumdung sagt:

Quel fut jamais le grand mérite
Conrre lequel tu ne t'aigris?
Tu ne poursuivis point *Thersite*
Mais *Achille* entendit tes cris,

Sokrates ward dieses Lasters beschuldigt, und man weiß wie ihn der berühmte Geßner vertheidigt. Eiue ähnliche Vertheidigung wird auch wohl Friedrich dem Großen zu statten kommen.

Lächerlich ist es mir, wenn des Königs Abneigung vom Frauenzimmer S. 96 zum Theil von der Prinzessin Amalia hergeleitet wird, welche aus Eifersucht und Haß gegen ihr ganzes Geschlecht, ihm alle Berlinische Frauen als wahre Messalinen und verächtliche Kreaturen geschildert habe. Der König pflegte in andern Dingen doch nicht blos auf fremdes Urtheil zu bauen; hier würde er es wohl am wenigsten gethan haben: so etwas hätte die Prinzessin dem Könige auch wohl nur unter vier Augen sagen können; und

wie

wie hätte es da der Verfasser der Briefe erfahren wollen? Die Prinzessin wird also wohl in Ansehung dieses Vorwurfes eben so unschuldig sein, als in Ansehung jener oben erwähnten Behauptung, daß sie den König, als seine böseste und fleißigste Rathgeberin geleitet habe.

Was S. 98 vom Könige behauptet wird: „daß „ er bei seinem ersten Bataillon Garde keinem Menschen das Heirathen gestattete,“ das muß ich für nicht ganz richtig erklären. Es sind Beispiele, daß der König in früheren Zeiten einigen Officieren, denen er gewogen gewesen ist, selbst gute Partieen verschaft hat. Nachherige Erfahrungen bestimmten ihn anders; er glaubte nämlich: wenn sich ein Officier nicht vortheilhaft verheirathete, er alsdann zu viele Familiensorgen hätte, um sich ganz mit seinem Metier zu beschäftigen; wenn er aber eine sehr gute Heirath machte, er bei den ersten Unannehmlichkeiten sein Metier verließe. Ob er so ganz Unrecht gehabt hat, mögen Männer beurtheilen, welche darüber nachgedacht haben, wie man einen gewissen Geist in einer Armee erhält.

Vor dem siebenjährigen Kriege waren verschiedene Officiere vom ersten Bataillon verheirathet, welchen

der

der König insgesamt, unerachtet ihrer Ehe, gewogen blieb.

Mein Brief ist etwas lang geworden, aber das verzeihen Sie wohl, denn ich konnte die darin abgehandelten Sachen nicht gut von einander trennen. Leben Sie wohl.

Vierzehnter Brief.

Vielleicht hat es Ihnen, lieber Freund, eine Art von Vergnügen gemacht, die Seltsamkeiten durchzulesen die der Verfasser der Briefe S. 99 u. folgd. von dem ersten Bataillon Garde behauptet: seine Erzählung hat allerdings den großen Reiz der Sonderbarkeit; aber es fehlt ihr an dem weit größeren Verdienste der Wahrheit. Der alte Officier erzählt in der That einen ganz artigen Roman von diesem ersten Bataillon Garde: darum wird es nicht ohne Nutzen sein, wenn ich ihm hier eine wahre Nachricht, welche ein Officier der lange in diesem Bataillon mit Ruhm diente,

diente, und selbst Compagnien desselben kommandirte, in Rücksicht auf die Nachricht des alten Officiers, selbst aufgesetzt hat, entgegenstelle. Folgendes ist der Aufsatz; aus welchem Sie sehen werden wie höchstunrichtig unser Verfasser alles erzählt hat.

„Das erste Bataillon Garde wurde aus dem ehe„maligen Kronprinzlichen Regimente und dem soge„nannten Königsregimente Friedrich Wilhelms, wel„ches ebenfalls aus drei Bataillonen bestand, errich„tet. Bis zum siebenjährigen Kriege suchte der Kö„nig die Leute, die zu dem Bataillone kommen sollten, „bei den Revüen selbst aus, und sie wurden den Re„gimentern nach der Taxe vergütet; nach dem sieben„jährigen Kriege aber mußten die Regimenter, jähr„lich drei, zuweilen auch nur zwei Mann abgeben. „Sie kamen zuerst alle zu den Unrangirten. Aus die„sen hatte sich der König anfänglich einen Auszug von „50 bis 70 Mann gemacht, welche auch die Aus„gezogenen hießen, von einem Officiere des ersten Ba„taillons exerciert wurden, und aus denen „der König den Abgang dieses Bataillons ersetzte. „Nach dem siebenjährigen Kriege hat er diesen Aus„zug nicht mehr gemacht. Der König suchte nicht nur „die Leute die zum ersten Bataillone kommen sollten,

„sondern auch alle diejenigen für die anderen Bataillone,
„selbst von den Unrangirten aus. Franzosen durften
„schon lange vor dem siebenjährigen Kriege von
„den Regimentern nicht angeworben werden; aber
„Pohlen haben sie zu aller Zeit anwerben und abgeben
„können; und es haben deren viele, sowol bei dem
„ersten, als auch bei den andern Bataillonen gestan-
„den. Nur die Ausrangirten des Regiments
„wurden nach der Stadt Werder versetzt, die vom
„ersten Bataillone blieben in Potsdam ganz dienst-
„frei, und behielten ihr volles Traktement, auch
„jährlich eine Montirung, wie das Corps Unrangir-
„ten; eine bestimmte Anzahl aber erhielt eine solche
„Montirung wie sie das Bataillon in der Bataille
„bei Mollwitz gehabt hatte. Jährlich wurde eine
„gewisse Anzahl, in der Zwischenzeit von der Revüe
„bis zum Herstmanöver vorschriftsmäßig beurlaubt,
„die aber ihr Traktement behielten. Das Batail-
„lon war nicht in den öden Quartieren der Stadt
„sondern in den Hauptstraßen, beim Schlosse und
„in den umliegenden Gegenden, in gesunden Stuben
„und so gut als sonst schwerlich ein Soldat, einquar-
„tiert, sie konnten auch frei durch die ganze Stadt
„gehen. Nur nach acht Uhr im Sommer, und nach

„sechs

„sechs Uhr im Winter wurden sie, zur Vermeidung „der öftern Streitigkeiten, nicht über die Brücken „des Kanals gelassen, und die Soldaten der andern „Regimenter durften auch von der andern Seite „nicht über die Brücken ins Quartier des ersten „Bataillons Garde kommen, weil in den Wirths- „häusern so oft Schlägereien vorgefallen waren. Je- „doch wurde auch über dieses Verbot nicht so beson- „ders strenge gehalten, und wer nur einigerma- „ßen ein zuläßliches Geschäfte nachweisen konnte er- „hielt sogleich einen Brückenpaß.

„Freilich war das Geschäft, die Arbeit, die Art „sich außer ihrem Traktemente etwas zu verdienen, ein- „fach und immer dieselbe; allein ist dies nicht der Fall „eines jeden gemeinen Soldaten, des Landmanns, „und überhaupt der sich mit Handarbeiten beschäftigen- „den Classe von Menschen? Man würde sich doch sehr „irren, wenn man glauben wollte, daß diese bei dem „Einerlei ihrer Arbeiten mehr Langeweile hätten, als „jene Classe von Menschen die immerwährende Abwech- „selungen von Vergnügungen nöthig haben um sich „gegen Langeweile zu schützen. Auch hier waren „diejenigen die ein Handwerk erlernt hatten oder sonst „Arbeit zu finden wußten, wozu doch verschiedentlich

„Gelegenheit war, und die Lust zu arbeiten hatten, „gewiß nicht unzufrieden. Unglücklich waren diejeni„gen, und deren gab es freilich nicht wenige, die den „Wissenschaften obgelegen hatten, und dann durch „Fehltritte und Vergehungen so weit gekommen waren „daß sie ihre Zuflucht bei den Soldaten hatten suchen „müssen. Diese sahen sich in eine Lage versezt, die „ihnen auf keine Art angemessen war, und wovon sie „kein anderes Ende als den Tod vor Augen sahen."

Nun bitte ich, liebster Freund, halten Sie einmal die ganz falschen Nachrichten des Verfassers der Briefe, vom ersten Bataillon Garde, welche ich der Kürze wegen nicht anführen mag, mit diesen wahren Nachrichten aus der besten Quelle zusammen, so werden Sie sehen, wie gar wenig unser Briefschreiber die wahre Verfassung des ersten Bataillons Garde kannte. Die folgenden Berichtigungen sind aus eben derselben sichern Quelle, sind von eben dem Herrn, welcher den größten Theil seines Lebens unter dem ersten Bataillon Garde stand.

Der Verfasser der Briefe sagt S. 104 „man „hörte alle in Europa bekannte Sprachen sprechen." Er kann aber unmöglich, außer der deutschen Sprache, eine andere als die französische und pohlnische, und sehr selten die italienische gehört haben, denn weil der

König

König die Werbung, die er vormals in Italien gehabt hatte, nach dem siebenjährigen Kriege aufgegeben hatte, so kamen von dorther keine Leute mehr, und mithin verlor sich auch diese Sprache. Auch spricht der Verfasser der Briefe S. 105 sehr mit Unrecht von einem gänzlichen Verbote der Ehe unter den Soldaten des ersten Bataillons: der König gab zwar selten einem Soldaten einen Trauschein, jedoch ist es auch zuweilen geschehen. Das erste Bataillon hatte nur wenige Verheurathete, die es aber waren wurden in der Kaserne einquartiert, und niemals in den Bürgerhäusern, waren also den Bürgern nie zur Last.

In Ansehung der sogenannten Liebstenscheine, die eben daselbst erwähnet werden, ist der Verfasser der Briefe durchaus falsch berichtet. Wenn ein Soldat ein Frauenzimmer geschwängert hatte, dann bat er seinen Compagnie Chef um die Erlaubniß dieselbe zur Liebsten zu nehmen, d. h. mit ihr in einer natürlichen Ehe zu leben. Nur in diesem Falle, selten in einem andern, und wenn man überzeugt war, daß sie die nöthigen Familienbedürfnisse sich erwerben konnten, erhielt er diese Erlaubniß. Dann miethete er für seine Liebste, die nun bei ihrer Herrschaft oder ih-

ren Eltern nicht mehr bleiben konnte, eine Wohnung; er erhielt also kein Quartier für die Liebste; er selbst mußte in dem ihm von der Compagnie angewiesenen Quartiere in welchem seine Liebste nicht logiren konnte, wenigstens des Nachts verbleiben. Die Scheine wurden den Soldaten, nicht um ihretwillen, sondern um der Mädchen willen gegeben, und waren eine Art von Paß wodurch sie sich bei den Visitationen der Polizei legitimiren mußten. Es wurden nämlich in Potsdam fast monatlich strenge Untersuchungen wegen verdächtiger Weibspersonen gehalten, und diejenigen welche man für sich lebend fand, ohne daß sie von sich Rechenschaft geben konnten, wurden weggeschaft, um dadurch die Ausschweifungen der Soldaten, und die Ansteckung der venerischen Krankheiten soviel als möglich zu verhindern. Der Liebstenschein diente nun einem Mädchen, bei solcher Visitation ihn vorzuzeigen, um sich dadurch vor allen ferneren Unannehmlichkeiten der Untersuchung zu sichern. Dies war der Zweck und Nutzen derselben. Es ist aber unbegreiflich, wie unser Verfasser sagen kann, daß ein von einem Kapitän ertheilter Liebstenschein die Wirkung gehabt hätte, daß ein Soldat durch Vorzeigung so eines Scheines berechtigt worden wäre, einem Va-

ter seine Tochter, einer Herrschaft ihre Dienstmagd und ein Waisenmädchen aus dem Waisenhause zu nehmen. Das wäre ja der ärgste Despotismus gewesen. Nochmals: Es ist unbegreiflich wie der Verf. als ein alter Officier ohne Ueberlegung eine so grundfalsche Nachricht hat niederschreiben können. Was für eine Gerechtigkeit wäre in einer Stadt, was für eine Disciplin wäre unter einem Regimente, wo jeder Capitain über die Person und Ehre jeder Tochter eines Bürgers, oder jedes Dienstmädchens, aus eigener Macht und nach eigenem Gefallen hätte disponiren können? Darf man sich noch wundern, wenn wunderliche Sagen zum Nachtheil von Berlin und Potsdam herumgehen, wenn Männer die selbst in Königl. Diensten waren, so unwahre als unwahrscheinliche Dinge, die sich in einem wohlpolicirten Staate gar nicht denken laßen, ohne Untersuchung glauben, und ohne weitere Ueberlegung in öffenlichem Drucke dreist für wahr ausgeben?

Wunderseltsam ist die Behauptung: Meistentheils sei das Waisenhaus der Ort gewesen wo der Grenadier seine Liebste gesucht hätte, sie hätte ihm vom Vorsteher des Waisenhauses, bei Vorzeigung des Liebstenscheines, augenblicklich müssen verabfolgt werden, und da die Kinder aus dieser Verbindung

im Waisenhause erzogen worden wären, so hätte auf diese Art der Vater nach 14 oder 15 Jahren seine eigene Tochter vielleicht als Liebste zu sich genommen. Um Gotteswillen! Wie konnte ein preußischer Officier so etwas schreiben! Das läßt als wäre das Waisenhaus eine Art von Serail für die Garde gewesen. Sollte man nicht glauben, daß der Verfasser der Briefe dergleichen Dinge, von einem ganz rohen und barbarischen Staate erzählte? So etwas braucht wirklich nicht einmal widerlegt zu werden; aber erstaunen muß man, daß es ein alter Officier schrieb.

Grundfalsch ist es auch was von der leichten Zertrennlichkeit des Concubinates der Soldaten und von der liederlichen Lebensart derer die Liebsten hatten, behauptet wird. Diese Leute beschämten viele bürgerliche Ehen durch ihren Fleis und Arbeitsamkeit, Ordnung und Genügsamkeit, wechselseitige Hülfsleistung und Zuneigung, so daß mehrere derselben öfters ein Gegenstand der Bewunderung forschender Männer gewesen sind. Der Fall war selten, daß eine Scheidung, die von Seiten des Compagnie-Chefs veranstaltet wurde, vorfiel; denn gewönlich waren schon Kinder da, und der Capitain gab nicht zu daß diese verlassen werden durften: nie aber war der Fall, —

wenig-

wenigstens so daß man es gewußt hätte — daß eine Person aus einer Hand in die andere, und gar im Kreislauf die Tochter zulezt in die Hände des Vaters zurückgekommen wäre. Der Officier der mir diese Nachrichten, denen ich wörtlich folgte, mitgetheilt hat, ist um so glaubwürdiger, da er selbst so sehr viele Liebstenscheine der Kompagnien die er kommandirte ausgefertigt hat, und also die wahre Absicht derselben am zuverlässigsten wissen kann. Sie werden vermuthen können, daß ich, nach meinen Grundsätzen, diese Art der natürlichen Eheverbindungen, die blos unter Autorität des Compagnie-Chefs bestanden, an sich nicht ganz billige; dennoch aber kann ich es keinesweges zugeben, daß eine nicht ganz gute Sache, durch falsche Berichte davon, als schändlich vorgestellt wird. Die übrigen Unrichtigkeiten, die der Verfasser der Briefe vom ersten Bataillon Garde berichtet, würden mich hier zu lange aufhalten; ich will sie also lieber im nächsten Briefe widerlegen.

Funfzehnter Brief.

Es ist wahr, liebster Freund, der König beschäftigte sich bis zum siebenjährigen Kriege, fast ganz mit dem ersten Bataillon, bis zum kleinsten Detail. Er kannte jeden Soldaten, wußte sein Vaterland, von welchem Regiment er ihn erhalten, wie er zu diesem Regiment gekommen nebst mehreren Nebenumständen, wie groß er war, wie hoch er in der Compagnie rangirte, welches seine Nebenleute waren und dergleichen. Dies fehlte ihm von keinem einzigen Soldaten im ganzen Bataillon. So oft welche einrangirt wurden, mußten sie so lange des Morgens um zehn Uhr zu ihm kommen, bis er sie genau kannte, und alles das wußte, was er von ihnen zu wissen verlangte.

Nach dem siebenjährigen Kriege verließ er freilich dieses genaue Detail, aber er nahm noch täglich, wenn er in der Stadt Potsdam war, Rapport von dem Feldwebel seiner Kompagnie an, (also nicht blos vom Adjutanten einen Rapport im Ganzen wie Seite 107 gesagt wird) und sprach mit ihm über alle

Dinge

Dinge die in das Fach dieses Mannes fielen. Diese Feldwebel, die nach langen Dienstjahren und dem regelmäßigsten Verhalten zu diesem Posten gekommen waren, schäzte er ganz besonders. Er vertraute ihnen öfters die ansehnlichsten Kassenposten ohne alle Kaution an, und sagte dabei: „dieser Mann ist 41 „und mehrere Jahre ein ehrlicher Mann gewesen, er „hat die Bedürfnisse, warum andere Schurken wer„den, nicht kennen gelernt; er wird mir also noch „immer besser sein als die Kaution andrer;“ und er hat sich nicht ein einzigesmal geirrt.

Statt der detaillirten Beschäftigung mit dem ersten Bataillone, hatte er nach dem siebenjährigen Kriege, verschiedene Officiere von Talent und Fähigkeit nach Potsdam genommen, die er Selbst zu unterrichten und zur höheren Kriegskunst zu bilden bemühet war.

S. 108 heißt es die Officiere des ersten Bataillons hätten nur vier Thaler monatlichen Montirungsabzug gehabt; es wurden ihnen aber eigentlich fünf Thlr. abgezogen. Dies ist zwar eine unbedeutendere Unrichtigkeit; aber man sieht doch daraus, wie wenig der alte Officier von dem genau unterrichtet ist, was er so bestimmt behauptet. Die Uniform dieser Officiere, welche,

wie

wie bei der ganzen Armee jährlich gegeben ward, kostete einhundert und einige neunzig Thaler, wozu der König das übrige zulegte.

Was der Verfasser der Briefe S. 110 von den Lustbarkeiten und theatralischen Vorstellungen auf dem Schlosse zu Sanssouci, nachdem die Prinzessin von Preussen nach Potsdam kam, erzählt, ist höchst übertrieben. Diese Vergnügungen von 1764 bis 1769 bestanden in einige Veranstaltungen der opera buffa, welche gemeiniglich gleich nach dem berlinischen Carneval geschahen, und einem wöchentlichen Souper nebst Spiel und Ball, in dem Schlosse zu Potsdam, niemals in Sanssouci. Hieran hat der König nicht ein einzigesmal Antheil genommen, er blieb vielmehr ganz ruhig in Sanssouci und in seinem Zimmer, und mag vielleicht oftmals wohl kaum gewußt haben, daß in seinem Schlosse zu Potsdam getanzt wurde.

Die S. 111 erwähnten Abendgesellschaften der Officiere des ersten Bataillons in seinem Vorsaale welche unser Verf. sehr unbillig eine die Officiere quälende Ergötzlichkeit nennet, haben nicht, wie

er

er vorgiebt, das zweite Jahr nachdem sie angefangen hatten, wieder aufgehört, sondern bis zum letzten Lebens-Jahre des Königs gewährt. Man versammlete sich um sechs Uhr Abends, und konnte sich mit einander unterhalten, Schach oder andere Spiele spielen. Der Königliche Befehl war: „ohne „Geld.“ Dies konnte auch heißen ohne Kartengeld, welches auch nicht gegeben wurde; aber um allen Mißverstand zu vermeiden, nahm man lieber das äußerste, ließ die Marken etwas gelten, und bezahlte sich nach der Gesellschaft oder den andern Tag auf der Parade. Der Officier von dem ich diese Nachrichten habe, und der so manche Jahre diesen Gesellschaften beiwohnte, versichert, dort nie Langeweile noch weniger Qual bemerkt zu haben: man unterhielt sich, sagt er: wie der Gelehrte von herauskommenden Schriften und der Landmann vom Ackerbau, so der Officier vom Exercieren oder was ihn sonst in der Armee oder in politischen Angelegenheiten zunächst interessirte. Die Soupers waren vielmehr sehr angenehm, und dauerten öfters bis der Königliche Kammerhusar heraus kam, und sagte: „Ihre Majestät sind jetzt zu „Bette gegangen,“ welches aber immer nach 10 Uhr war. Der König hatte bei diesen Soupers die offen-

bare

bare Absicht, esprit de Corps unter die Officiere zu bringen, und sie zu Freunden unter sich zu bilden. Dies war ihm auch in Wahrheit gelnngen, denn niemals war bei einem Corps mehr ensemble und mehr wahrhafte Zutraulichkeit gefunden worden, als bei eben diesem. Die Officiere waren gleichsam eine Familie und einander nothwendig geworden, das haben alle auswärtige Officiere, die von andern Regimentern zuweilen nach Potsdam berufen wurden, bezeugt.

Die pathetischen Ausdrücke des Verfassers der Briefe, die er am Ende seiner Beschreibung des ersten Bataillons Garde hinzufügt, beruhen, wie ich bewiesen habe, auf ungegründeten Vorurtheilen, können also für den besser Unterrichteten von keinem besondern Werthe sein, sondern zeigen nur wie wenig der Verfasser genau unterrichtet war, und über die Garde und den König richtig urtheilen kann.

Noch muß ich eine Unrichtigkeit rügen, auf die der Verfasser der Briefe aber um so eher verfallen konnte, weil bloßes Raisonnement a priori sehr leicht dazu verleiten kann, nämlich seine falsche Meinung von dem Gifte, das der König im siebenjährigen Kriege bei sich getragen haben soll. Der Verfasser

der

der Briefe leugnet, daß der König wirklich dergleichen Giftpulver bei sich getragen habe, ich kann aber mit Wahrheit und Zuverläßigkeit das Gegentheil versichern. Man hat das Gift nach dem Tode des Königs in einem Päckchen noch vorgefunden, aber ein Pulver war es nicht, sondern Pillen. Diese Nachricht habe ich aus der zweiten Hand von mehreren glaubhaften Leuten, welche das Päckchen nach dem Tode des Königs sahen, und in Händen hatten. Wenn sich indeß auch meine Meinung nicht auf diese Augenzeugen gründete, so würde ich doch dem Verfasser der Briefe nicht beistimmen können, weil es aus einigen Stellen der Briefe des Königs an den Marquis d'Argens und anderen seiner Schriften für völlig gewiß erhellet, daß er im siebenjährigen Kriege den schwermuthsvollen Gedanken, im Nothfall sein Leben selbst zu enden mehrmals gehabt hat. Sie können diese Stellen in Hrn. Nikolai Anekdoten von König Friedrich II, im zweiten Hefte, beisammen angedeutet finden. Ehre macht es dem König sehr, daß er sich dieses verzweiflungsvollen Mittels auch bei großen Unglücksfällen, z. B. nach den Schlachten bei Collin oder bei Kunersdorf, wo alles für ihn verlohren schien nie

bediente; ob es ihm gleich so nahe war. Er scheint es blos auf den einzigen Fall daß er etwa gefangen würde zur Rettung seines Königsreiches bestimmt zu haben. Bei einem Geiste wie ihn Friedrich hatte, und wie er noch dazu, durch Beispiele eines heroischen Muthes zur Aufopferung fürs Vaterland, durch die Geschichte so sehr genährt war, bei einem solchen Manne, der im siebenjährigen Kriege so außerordentliche Unglücksfälle erdulden mußte, verdient wohl wohl der Gedanke an Selbstmord zum allgemeinen Besten, — doch nur auf den äußersten Fall — vielleicht um so eher einige Verzeihung, wenn ich ihn gleich nicht billigen mag. Möglich wäre es wohl gewesen daß Friedrich bei allem Bestreben sich in der Schlacht in den Tod zu stürzen, doch vielleicht blos verwundet und gefangen worden wäre, also war es auch wohl *möglich*, daß er auf diesen einzigen Fall das Gift als Rettungsmittel bei sich tragen konnte.

Ob der Verfasser der Briefe wohl thut, grosse Thaten des Königs welche des Wohl von Europa sicherten, wie z. B. den Fürstenbund, durch zweifelnde Fragen, auf die er doch selbst keine Antwort wagt, verdächtig

oder

oder verächtlich zu machen, das mag er bei sich selbst entscheiden!

Als General hat Friedrich freilich, wie jeder Feldherr, besonders im Anfange, Fehler begangen, und er ist edel genug in seinen Schriften dies zu gestehen; aber der Verfasser der Briefe macht ihm in dieser Rüksicht doch auch Vorwürfe die er nicht verdient. An dem Verluste des Finkischen Corps bei Maxen war Friedrich wohl nicht Schuld; wie er denn dieses auch nie erkannt hat.

Das darauf folgende Lob des Königs will ich von Herzen gern unterschreiben. Hier biete ich unserm alten Officier die Hand; hier redete er auch vermuthlich eigentlich aus seinem Herzen. Möchte Er doch hier seine eignen Worte noch einmal mit Bedacht überlesen! wenn er vom Könige S. 120 sagt: „er „verschwendete oder mißbrauchte auch nicht einen „Augenblick seines ruhmvollen Lebens," und S. 121 „Kein Günstling, keine Maitresse, keine leere Hofe„tiquette raubte ihm einen Augenblick Zeit." Sollte er nicht vielleicht selbst erstaunen, wenn er bemerkte,

merkte, wie sehr er sich gegen andere von seinen Behauptungen widerspricht? — Aber vermuthlich waren diese Behauptungen nur Uebereilungen, und Er traute nur zu leicht unrichtigen Nachrichten. Ich hoffe daher auch, daß Ihm meine aus sichern Quellen gezogene Berichtigungen nicht unangenehm sein werden; denn hoffentlich ist Er ein edler Mann, dem Wahrheit über alles gehet, und welcher dem die Hand bieten wird, der sie ihm aufrichtig, und in der besten Meinung sagt.

Den Ausfall auf Herrn von Zimmermann, am Ende der Schrift, S. 127 ff. kann ich in so fern nicht billigen, da dieser Ausfall mit so sichtbarer Bitterkeit geschieht. Es ist freilich zu beklagen, daß Herr von Zimmermann, durch seine bekannte Fragmente sich an eine Arbeit gewagt hat, die gar nicht in sein Fach gehört, und wozu er ganz untauglich ist. Denn hatte er gute Quellen, so wie er vorgiebt; so hat er sie nicht gut zu brauchen gewußt. Es sind so viele unparteiische und glaubwürdige Leute in Berlin und Potsdam, welche dem König und die Geschäfte gekannt haben, die einmüthig sagen, daß diesen Fragmente

mente von Anfang bis zu Ende voll falscher Nachrichten sind, und die jeder einzeln auf einzelne falsche Erzählungen mit den Fingern zeigen, welche sie aus ihrem Departemente oder sonst aus ihrer Erfahrung richtiger wissen. Dieses habe ich nun in den Anmerkungen einiger preußischen Patrioten über die Zimmermannischen Fragmente, wovon mir eben die Erste Abtheilung zu Gesichte kommt, leider! nur allzusehr bestätigt gefunden. Es ist also wohl wahr, daß Hr. von Zimmermann nicht tüchtig war, etwas über die Geschichte des Königs, und vielleicht überhaupt nicht Geschichte zu schreiben. Es ist auch wahr, daß die heftige, bittere, prätensionsreiche Schreibart des Herrn von Zimmermann, seine so unbillige als unwahre Beschuldigung, daß in Berlin die abscheulichste Unsitttlichkeit allgemein sei, und seine unanständigen Ausfälle auf die verdientesten Männer, einen Schriftsteller welcher des Hrn. von Zimmermanns Unartigkeiten fühlt, leicht dahin bringen können, ihn auf eine ähnliche Art zu behandeln. Herr von Zimmermann kann sich freilich alsdenn eigentlich nicht beschweren, daß ihm zu viel geschähe; denn quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris: Können

möch-

Sie mir indessen ganz Unrecht geben, wenn ich wünschte, daß meine Landsleute den edlen Stolz haben möchten, daß was bloß verachtungswürdig ist, nur zu verachten, und einem so unbilligen Manne wie der Hr. Ritter von Zimmermann ist, lieber großmüthig zu begegnen? So handelte der verewigte Friedrich oft; wir Seine Kinder, die wir noch seine Asche segnen, wollen ihm darinn nachahmen. Leben Sie wohl!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ziesemer.

Briefe eines Preussischen Feldpredigers verschiedene Charakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend Mit Rücksicht auf die Briefe eines alten Preussischen Officiers über eben diesen Gegenstand

Potsdam [i.e. Berlin] 1791

Bor. 33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012658-4
VD18 1144603